

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Erzählungen]

so soll auch kein Kind ohne bringende Veranlassung sich der Schule entziehen dürfen. Erst die Pflicht — dann das Vergnügen.

Privatstunden ertheilen lassen in Unterrichtsgegenständen, die in der Schule gelehrt werden, sind Eselsbrücken, auf denen der Fleiß sich ein Bein bricht. Ebenso ist es mit den sogenannten Nachhilfestunden. Selbst ist der Mann! Das Kind muß sich sein Wissen gleichsam erkämpfen, dann wird sein Können ein nachhaltiges sein!

Habe Vertrauen zu deiner Tochter, deinem Sohne, nimm Theil an ihren Leiden, ihren Freuden, dann werden sie, wenn sie erwachsen sind, dir Freund und Freundin sein. Und mußt du einmal zürnen oder strafen, so siehe zu Gott, daß du ein rechter, gerechter Richter seiest. Ein Wort im Unmuth gesprochen, ist an einem Zweige eine Blüthe gebrochen. Was zehn Erwachsene nicht sehen, das fühlt und ahnt ein Kinderherz.

Gott sei mit dir und — deinen Kindern!

Das Meistertischchen.

Erzählung von F. Brunold.

Meister Grunewald, der Tischler, saß mit seiner Frau am Kaffeetisch in nicht besonders rosigter Laune. Er war in der Nacht ein wenig spät nach Hause gekommen. Man hatte in einer Versammlung die Innungsfrage besprochen und da waren die Kehlen mehr als einmal trocken geworden, so daß man, wenn sie geschmeidig bleiben sollten, dieselben öfter mit einem frischen Schoppen anfeuchten mußte, wovon der Kopf am Morgen darauf noch „a Bissel“ schwer war. Frau Anna, die als verständige Ehegattin wußte, daß in solchen Augenblicken der Friede des Hauses oft nur noch an einem dünnen Fädchen zu hängen pflegt, hütete sich, dieses Fädchen zu zerreißen und hielt ihre Zunge im Zaume, obgleich auf derselben eine Fülle anmüthiger Nebenlagerten wie zum Beispiel: über unnütziges Auslaufen, Nebenhalten, mit denen man nichts ändere, auch keinen Hund aus dem Ofen damit Locke, und dergleichen mehr. Genug, sie schwieg. Aber wie es so zu gehen pflegt, bei der größten Vorsicht tritt man doch unversehens einer Kage auf den Schwanz, oder eine Fliege setzt sich auf die Nasenspitze, so daß man niesen muß, wodurch eine Luferschütterung erfolgt und ein Donnerwetter da ist, von dem man vorher keine Ahnung gehabt; so sollte es auch hier der Fall sein. — Die Thür öffnete sich nach leisem Anklopfen. Ein Mann steckte den Kopf herein und sagte: Gott zum Gruß! Wollte die Frau Meisterin um eine Tasse warmen Kaffee's gebeten haben, wenn anders — Der Bittende kam in seiner Rede nicht weiter, denn Meister Grunewald, froh einen Blickableiter für seinen Verger und Unmuth gefunden zu haben, war mit einem Satz an der Thür und schrie: Hinaus! zuletzt wird man noch um Mitternacht behelligt. Und überdies, wie könnt Ihr es wagen, ohne Erlaubniß hieher zu kommen, da die Bettelerei überhaupt in der Stadt verboten ist,

und Ihr in der Herberge Euren Kaffee unentgeltlich bekommt? Doch derselbe ist Ihm dort wohl nicht gut genug und Er denkt, der Tischlermeister Grunewald wäre einfüllig genug, Ihm denselben noch süßer zu machen. — Der Angeredete, ein noch ziemlich junger Mann, dessen Rock zwar schon bedeutend abgetragen, doch immerhin eine gewisse Sauberkeit verrieth, antwortete, nicht ohne einen Anflug von Unmuth und Bitterkeit: Verzeihung Meister! Es ist heute in der Herberge eine Gesellschaft beisammen, die mir den Appetit zum Kaffeetrinken genommen hat. Mit Bagabunden und Stralchen will ein ehrbarer Handwerksbursche nicht zusammen sein. Da Sie Tischlermeister sind, frage ich an, ob in Ihrer Werkstatt wohl Arbeit für mich wäre? Ich bin gelernter Tischler.

Meister Grunewald, im Ganzen ein gutherziger Polterex, der sich bereits seines Unmuths ein wenig schämen mochte, sagte, den Gesellen vor unten bis oben betrachtend: „Tretet ein! Und was den Kaffee betrifft, so mögt Ihr schon Nacht haben, daß derselbe in Gemeinschaft solcher Kumpane nicht schmeckt. Frau, schenk' dem Gesellen eine Tasse Kaffee ein und leg' einen Beck' bei! Man sieht's, jedes Ding hat seine zwei Seiten. Mit dem Gelbe, das man in die Armenbüchse thut, um von Bettlern nicht belästigt zu werden, gibt man auch Milde und Barmherzigkeit mit in den Kauf, und doch bleibt Geben seliger denn Nehmen. Die ganze Geschichte ist zuletzt weiter nichts als Hochmuth und Stolz, wenn man sich nicht selbst Sand in die Augen streut. Man strachtet, vom einem Bettler gestreift zu werden und glaubt, so man keinen sieht, sei die Armut aus der Welt geschafft; und wir wähnen, wir hätten uns durch unsere Armenbeiträge und Sammelbüchsen dem Himmel zwiefach erkauf't. — So, also Tischler, seid Ihr! Wollt Arbeit, he! Ist nur schlimm,

daß in jeziger Zeit der Pfuscher mehr umherlaufen, als der tüchtigen Gesellen. Ja früher, als noch so ein Junge seine fünf bis sechs Jahre lernen mußte, da war es anders.

Gewiß, Meister! fiel der Geselle mit einem Anfluge von sogenanntem Galgenhumor ein, als er sahe, daß der Meister in seiner Rede stockte, — man lernte Kinder hüten, Kartoffeln schälen und hatte des Sonntags Zeit, darauf zu sinnen, wie man dem Meister oder der Frau Meisterin einen Schabernack zufügen könne; während man jetzt in freier Zeit zur Zeichen- oder Sonntagschule geht.

Meister Grunewald schaute bei diesen Worten des Gesellen, die ihm gänzlich unerwartet zu kommen schienen, nicht schlecht auf; er wußte

nicht, sollte er den Patron beim Kragen nehmen und zur Thür hinaus werfen, oder sollte er die Sache von der spassigen Seite betrachten und die Geschichte weiter ausspielen lassen. Und da in gegenwärtiger Zeit ja Alles von der witzigen Seite angegriffen wird, so fing auch hier das Ganze ihn zu amüsten an und er sagte zu dem Gesellen, der sich den dargebotenen Kaffee trefflich schmecken ließ: Man ist wohl auch viel durch Schulen der Art gelaufen, um, wenn nichts weiter, doch am Bierisch Kling reden zu können. Dann nahm er vom Nebentischchen ein Papier, rollte es auf und fragte, es dem Gesellen hinhaltend: Was hält man denn von dieser Zeichnung? He! Da stehen doch wohl die —

Weiter kam jedoch der Meister in seiner Rede nicht, er mußte den Schlusssatz für sich behalten und ihn hinunterschlucken, denn der Geselle hatte in sichtbarer Hast nach der Zeichnung gegriffen und betrachtete dieselbe mit Ernst und unbekanntem Verständnis. Spott und Humor schien gänzlich von ihm gewichen. Endlich sagte er mit leuchtendem Auge und sichtbarer Freude: Das ist eine propere schöne Zeichnung. Man sieht's, dieselbe hat ein Künstler gemacht, der aber mit den praktischen Ausführungen des Handwerks nicht vertraut ist. Und als er sah, daß der Meister

ob seiner Worte verwundert und fragend aufschaute, sagte er: Das hier projektierte Schreibstischchen wird nach Vollendung und Ausführung sich überaus zierlich und hübsch ausnehmen, aber es wird nicht haltbar, es wird leicht zerbrechlich sein. Dies läßt sich aber leicht ändern. Sehen Sie hier diese schön gewundene Epheuranke mit den prächtigen Blättern daran; so gearbeitet, wie sie hier vorgezeichnet ist, bricht sie bei dem leisesten Anstoß ab, während sie, wenige Millimeter tiefer gelegt, sich auf den Stützweig stützen würde, dadurch würde das Ganze bedeutend an Haltbarkeit gewinnen, ohne die Schönheit zu beeinträchtigen. Es sind dies einfache praktische Kunstgriffe, die der bloße Theoretiker nicht zu beachten vermag, da ihm das Verständniß dafür abgeht.



Frau, schenk' dem Gesellen eine Tasse Kaffee ein!

Meister Grunewald, der mit immer größerem Erstaunen dem Gesellen zugehört und, obgleich die Richtigkeit des Gehörten anerkennend, doch nur mit innerem Widerstreben demselben beizupflichten vermochte, sagte: Man scheint mir ja überaus klug, ist auch wohl durch eine neumodische Fachschule gelaufen, wo die Lehrlinge über Nacht zu Gesellen gebacken werden, um mit dem Mund besser Bescheid zu wissen, als mit der Hand. Man muß ja manchmal mit den Wölfen heulen, ohne es zu wollen, und da alleWelt gegenwärtig

für Ausstellungen arbeitet, um einen Preis, Medaille oder Ehrendiplom zu gewinnen, wodurch man freilich noch kein Brod in's Haus bekommt — Aber doch Ehre und Ansehen, denen die Bestellungen gewöhnlich dann auch folgen, fiel der Geselle ein. Wahrscheinlich soll dieser Schreibtisch für die bevorstehende Ausstellung gemacht werden? Ich denke, wenn die Ausführung der Zeichnung entspricht, wird die Anerkennung nicht ausbleiben.

Hm! Hm! machte Meister Grunewald und schob die Mütze von einem Ohr zum andern. Man thut ja überaus gewiß, spöttelte er weiter, und bedenkt nicht, daß zwischen dem Reden und Arbeiten ein großer Unterschied ist, wie auch, daß solch ein Tisch nicht allein wird auf der

Ausstellung sein — abgesehen davon, daß die Herren Preisrichter oft absonderliche Ansichten haben. Doch, was soll das ganze Gerede?

Ja, wohl! fiel die Meisterin ein, die, trotz ihres scheinbaren Nichtinhorchens, doch ihr Ohr nicht verschlossen gehalten hatte und welcher der Geselle mehr und mehr seinem ganzen Wesen nach gefiel; — ich dachte, der Nebenarten wären in Euren Versammlungen genug gebrechelt worden, pflegtest auch sonst der Worte nicht so viel zu machen, einen Gesellen brauchst — hast bereits davon gesprochen, also — —

Meinst, ich hätte hier den Richtigen gefunden? fiel der Meister lachend ein, während die Frau nicht minder die Gegenrede schulbig blieb: Es steht keinem an der Stirn geschrieben, weß Geisteskind er ist. Und ist's mit dem hier nichts, dann hast Du den Beweis, daß das viele Neben auch die Bäume nicht in den Himmel wachsen macht.

Der Meister wandte sich zu dem Gesellen und sagte: Kömmt eintreten, sofern Eure Papiere in Ordnung sind.

In dem Auge des Angeredeten blitzte es freudig auf. Danke Meister, sprach er, und auch der Meisterin im Vorbeigehen einen dankbaren Blick zuwerfend, war er zur Thür hinaus, um, nach kurzem Zeitverlauf mit seinen Papieren und seinem Känzel zurückkehrend, den ihm angewiesenen Platz in der Werkstatt einzunehmen.

Es war, als sollte der Meister Grunewald diesen seinen Entschluß zu bereuen nicht nöthig haben. Der Geselle war fleißig, freilich nicht besonders zuvorkommend und dienstfertig gegen den Meister und die Frau Meisterin, wie es der Bamberger, der andere Geselle war. Der schien wirklich nur Augen für die beiden Genannten zu haben, überall war er bei der Hand, wo es galt, der Meisterin bei den Hausarbeiten behilflich zu sein oder dem Meister eine Handreichung zu thun, während der neue Geselle, der Würzburger, emsig an seiner Hobelbank arbeitete. War Feierabend, so verließ der Würzburger, ein Liebchen singend, das Haus, ohne sich um seinen Nebengesellen zu kümmern oder ihm zu sagen, wohin er ginge. Das wurmte

dem Bamberger und er suchte ihn bei dem Meister und der Meisterin anzuschwärzen. Der Würzburger war ihm von vorn herein ein Dorn im Auge, da er in keiner Sache sich ihm, dem Altgesellen, unterordnen wollte. Dieser war ihm aber in der Arbeit überlegen, was der Meister auch bald erkannte und ihm das durch Uebertragung der Anfertigung des Tisches bewiesen hatte. Wohl stand der Würzburger oft längere Zeit da und schaute, scheinbar nichts thugend, auf Brett und Zeichnung, so daß Meister Grunewald zuweilen verwundernd ob dieser Faulenzerei aufschaute und nicht abgeneigt schien zu wettern; aber wenn er dann gleich darauf den Gesellen wieder so geschickt, so emsig arbeiten sah, daß die Stücke nur so rechts und links flogen, dann war es ihm doppelt lieb, daß er vorhin seinen Mund im Zaum gehalten. Die

Vollendung des Tisches schritt sichtbar vorwärts. Der Ablieferungstermin, den die Ausstellungskommission anberaumt, konnte voraussichtlich eingehalten werden, wenn der Geselle so fort arbeitete, wie bisher. Aber, aber

— hier war der Knoten; und das „Wenn“ ist ein gar absonderliches Wort, das schon Manchen ins Verderben geführt hat. Es gab Tage, wo der Geselle arbeitete, als ob er mehr als zwei Hände habe, während wieder Stunden kamen,

in denen er, man sah es, am liebsten sein ganzes Werk zertrümmert hätte und Meister Grunewald sehr an sich halten mußte, um den Patron nicht gänzlich an die Luft zu setzen. Der Bamberger wußte nur zu sehr das Feuer des Neides und der Verläumdung zu schüren. So lange die besagte Arbeit sich noch in ihren Anfängen befand und Meister und Geselle sich im Geheimen sagen und gestehen mußten, daß sie das Tischchen niemals so gut und regelrecht zu Ende führen würden, wie der Würzburger, fanden seine Worte so wenig bei dem Meister wie bei der Frau Meisterin Eingang, wenn auch ein Stachel in den Herzen derselben zurückblieb. Als jedoch die Vollendung der Arbeit mehr und mehr nahe rückte, glaubten Meister und Geselle derselben gewachsen zu sein, um eunten zu können, wo sie



Überall war er bei der Hand, der Meisterin behilflich zu sein.

nicht geliebt
den sie nicht
langt gemein
nur begann
Meisterin
alter Meister
Schrant
an sein Ent
nicht eben d
wären und
hätten. Er
günstig in
hätte sich ab
sich höher her
nichts hatte
Künstler er
bei er in f
Ausführung
der Arbeit ni
bisher verläu
günstig Ab
nicht der W
Düster Auge
seinen rasche
bei ihm zu
tats bemerkt
kenntnisreich
Anfänge ge
mehr. Nicht
der Geselle
kam der B
zur Meisterin
Meister und
burger allab
Gefühl nach
des Möbels
Arbeit abwa
lich nehmen
burger's Fe
Der Ges
einen Jun
der Sprüche
alle Kunst
Magazin
dem bekann
sehen ange
nur zu vie
nell sie
mit dem
der Fall
so fest an
Ehre zum
was der
nur war,

nicht gesät, um sich Ruhm aneignen zu können, den sie nicht verdient. Der Bamberger hatte es längst gemerkt, daß der Meister die ganze Sache nur begonnen, um nicht gegen seine jüngeren Mitmeister zurückstehen zu müssen. Er war ein alter Mann, der gute Banarbeit, einen guten Schrant u. s. w. bisher geliefert und auch bis an sein Ende dabei verblieben sein würde, wenn nicht eben die vielfachen Ausstellungen aufgetaucht wären und die Anderen es ihm zuvor gethan hätten. Er mußte mit vorwärts, wollte er nicht gänzlich in's Hintertreffen gestellt werden. Er hatte sich aber die Sache leichter gedacht, als sie sich später herausstellte. Die Zeichnung des Schreibtisches hatte er von einem jungen talentvollen Künstler erworben, aber er hatte bald eingesehen, daß er in seiner Werkstatt das Werk nicht zur Ausführung bringen könne, zumal er sich selbst der Arbeit nicht gewachsen fühlte. Er würde von dieser verfluchten neumodischen Sache auch gewiß gänzlich Abstand genommen haben, wenn ihm nicht der Würzburger ins Haus gekommen wäre. Dieser Augenblick mit seiner Aufwallung und seinem raschen Entschlusse hatte einen Umschwung bei ihm zu Wege gebracht. Wohl hatte der Meister bald bemerkt, daß der Geselle ein tüchtiger und kenntnißreicher Arbeiter war, aber was ihn im Anfange gefreut, das wurmte ihn jetzt mehr und mehr. Würde es nicht heißen: nicht er, sondern der Geselle habe die Arbeit gemacht? Und nun kam der Bamberger, murmelte und flüsterte hier zur Meisterin und dort zum Meister: Wollen der Meister und die Meisterin wissen, wo der Würzburger allabendlich hingehet? Er läuft der schönen Gustel nach, der Nichte des reichen Herrn Spriding, des Möbelschändlers, der uns bereits die meiste Arbeit abwendig gemacht und sie uns wohl gänzlich nehmen wird, wenn die Gustel erst des Würzburger's Frau ist.

Der Geselle wußte, daß er mit diesem Wort einen Funken in ein Pulverfaß geworfen, denn der Spriding hatte dem Meister ja bereits fast alle Kundschaft genommen, da man in seinem Magazin Alles sofort und billiger als ehedem bekam. Was nicht vorrätig, war im Umsehen angeschafft, denn Spriding hatte der Meister nur zu viele an der Hand, die für ihn arbeiteten, weil sie sonst brodlos gewesen wären. Auch mit dem Meister Grunewald würde dies bereits der Fall gewesen sein, wenn nicht der Alte, der so fest an seinem Handwerkerstolze hing, es seiner Ehre zuwider gehalten hätte, für einen Händler, was der Spriding im Grunde genommen doch nur war, zu arbeiten. Daß freilich unter solchen

Umständen der Arbeit weniger und weniger wurde, war vorauszu sehen; selbst die Hoffnung auf ein Besserwerden wäre nicht groß gewesen, wenn nicht eben der Anlauf mit dem Tisch zur Ausstellung gemacht worden wäre. Meister Grunewald wollte zeigen, daß er trotz seines Alters in Bezug auf diesen jetzt beliebten neumodischen Firtlesanz in keiner Weise nachstehe. Was Andere zu machen vermöchten, waren ihm auch keine böhmischen Dörfer.

Und jetzt, nachdem sich Alles so gut angelassen, sollte der Karren doch in den Schmutz geschoben sein. Und gerade zu diesem Spriding lief der Würzburger. Was wird er dem, und wäre es auch nur durch das Mädel, nicht Alles schon hinterbracht haben? In seinem Aerger hätte sich der Altmeister alle Haare, wenn nur noch welche dagewesen wären, ausdraufen mögen.

Nun wollte es auch das Unglück noch, daß der Würzburger eines nothwendigen Ganges wegen die Werkstatt auf eine Stunde verlassen mußte; der Bamberger hatte also gute Gelegenheit, sein Gift auszuspritzen und zu sagen: So geht es, wenn man altbewährten Gesellen die bessere Arbeit entzieht, ihnen nichts zu- und anvertraut. Als wenn man nicht auch solchen Tisch, besonders wenn der Meister mitgeholfen, zurecht gebracht hätte! Der Würzburger wird sich wohl Rath von Herrn Spriding holen, statt hier zu fragen, wie es sich doch gehört.

Was war unter solch giftigen Reden natürlicher, als daß dem Meister der Kamm schwoh und daß, als der Würzburger heimkam, ein Wort das andere gab, bis das Faß voll war und überlief? Der Geselle mußte sein Bündel schnüren und war fremd, ehe er selbst an eine solche Möglichkeit gedacht hatte.

Meister Grunewald ging noch einmal so laut pustend in der Werkstatt umher, als sonst, er mußte zeigen, daß er Luft hatte und dieselbe nun nach Gefallen ausströmen lassen konnte. Der Geselle mit seiner neumodischen Weisheit hatte doch immer trotz seiner sonstigen Bescheidenheit etwas Beengendes für ihn gehabt. Das war nun anders. Er war in seinem alten Geleise. Die Meisterin freilich, die wußte selber nicht recht, sollte sie sich freuen ob des Geschehenen oder traurig sein. Der Geselle war freundlich, auch gefällig gewesen, aber einen Eimer Wasser hatte er ihr niemals geholt und ihn darum zu bitten, hätte sie niemals gewagt; dazu war ihr der Würzburger trotz seines unscheinbaren Rockes doch zu vornehm erschienen. Jetzt war er fort, was ihr nicht recht war; derselbe war in gewisser Hinsicht doch ihr Schützling.

Sie hatte ihn gewissermaßen in die Werkstatt hineingebracht. Die Geschichte mit dem Schreiftische und der Ausstellung lag ihr vielleicht mehr am Herzen, als dem Meister selbst. Ihr Stolz war durch die Sache geweckt, während im Hintergrund zugleich die Hoffnung schlummerte, daß nunmehr der alte Glanz und das Ansehen der Werkstatt wieder emporgebracht werden könnte. Und diese Hoffnung sollte nun mit einem Male zu Grabe getragen sein, zumal sie in Bezug auf die neue Arbeit sehr wenig Vertrauen zu dem Bamberger hatte. Genug, es war eine verflixte Geschichte.

Freilich, freilich! Der Gustel, der Auguste, der Nichte des Herrn Spribing, konnten ein wenig Thränen nicht schaden. Ging doch das Mädel wie eine Bachstelze einher, als ob sie Sprungfedern unter den Füßen hätte! Dazu kam noch, daß ihr die Kleider wie angegossen saßen und sie eine Haarfülle auf dem Kopfe trug, die sich sehen lassen konnte. Sie war so sauber wie aus dem Ei geschält und hatte dabei eine herzgewinnende Freundlichkeit, die alle Welt bezauberte und für sich einnahm.

Plötzlich war es aber anders geworden. Langsam und still ging sie einher, als ob sie Blei an den Füßen hätte, keinen Blick warf sie weder rechts noch links; sie mochte wohl die Thränen nicht sehen lassen, die ihr von den Wangen liefen. Der Meisterin, die zufällig am Fenster stand, entging das nicht und unwillkürlich regte sich das Mitleid in der Brust. Das arme Ding! Noch vor einer Stunde war sie keck und fröhlich zur nächsten Straßenecke gelaufen, dort wo der große Platz mit den schönen Gartenanlagen, seinen Blumen und Büschen sich ausbreitete, wo man so unbemerkt sich treffen und ungelesen ein wenig miteinander plaudern konnte. Der Würzburger kannte den Platz und er wußte genau, wenn sein Mädel kam. Und heute war sie so glücklich, so hoffnungsreich zum Stellbichlein gelaufen. Der Onkel, der bislang sie mit Liebesanträgen verfolgt und geängstigt hatte, schien plötzlich anderen Sinnes geworden zu sein. Er

brauchte eine Frau mit Geld und hatte nun wohl Aussicht, diese seine Wünsche jetzt erfüllt zu sehen. Eine reiche Wittwe war nicht abgeneigt, ihn mit ihrer Hand und ihrem Gelde zu beglücken. Dadurch fiel dem Mädelchen ein Stein vom Herzen. Nun hatte sie nach dieser Richtung hin freies Feld und meinte, das Uebrige werde sich schon finden und alle ihre Herzenswünsche könnten in Erfüllung gehen. Wie glücklich froh kam sie, sie tanzte fast daher! Aber ein Blick in das Auge des Geliebten und alle Freude war dahin. Er mußte fort, denn neue Arbeit im Orte zu bekommen, daran war nicht zu denken, zumal nach dieser plötzlichen Entlassung, die der Verläumdung und den zollfreien Gedanken Thor und Thür geöffnet hatten, und noch öffneten; zumal auch der Herr Spribing nichts von dem Plane hatte wissen wollen. Aus welchem Grunde wußte freilich Niemand, außer den Beteiligten, und die fanden es für klüger, zu schweigen.



Wie glücklich froh kam sie daher.

Die Blättlein und die Federlein,
Die treibt wohl fort der Wind;
Doch meine heißen Thränen
Unversiegbar sind.
Mein Schatz sagt: ich muß
wantern
Meines Bleibens ist nicht hier,
Wohl geh' ich mit den Andern,
Aber mein Herz ist nur bei Dir!
Der Frühling schon wird
kommen
Auch die Blümlein allzumal,
Sast wohl eine Andre
genommen,
Mein Grab liegt do' und kahl.
Mussten unter solchen
Umständen nicht alle
Blüthen der Hoffnung geknickt sein? Konnte der Fuß tanzen und springen, wie er es noch vor einer Stunde gethan? Wie konnte der Meister Grunewald nur einen Gefellen entlassen, der so schöne Arbeit zu machen verstand! Und wenn das Tischlein nun gar einen Preis davon getragen hätte, würde darauf nicht auch das Uebrige gefolgt sein? — O, die garstigen Menschen, jetzt wo die Arbeit fast vollendet, ihn fortzuschicken! Nun war es gewiß leicht, den Tisch zu vollenden, und dann Ehre, Ruhm und Gewinn davon zu tragen. Die schlechten Menschen! Wie böse ist doch die Welt! So dachte das Mädel, während ihr zugleich all' die Tage der Liebe und des Glücks im Geiste vorüber gingen, die in jeder Brust sich gleich abspiegeln und sich in jedem Menschenleben doch

wieder an
in der
Strüßel,
Und dann
Weiden
Brust,
der Gasse
manchen
Nichte er
und bog
ferne ge
war kaum
In der
aber trotz
Wo hatte
Zeichnung
während
standen.
leichter ge
sahen so
zierliche
anzuleimen
zu befeht
immer wi
ein Glück
nicht schon
der Weis
guter W
reden und
der erste
licher, z
vermeine
Ruh am
bleiben.
Luft. A
die Glo
nicht ann
gegnit,
Nun
Arbeit
Ende,
Alle G
waren,
größern
Arbeit
Das
Aber to
blaf, n
der We
Gütel
gingen
Weiter
zweien
es sich

wieder anders gestalten. Sie dachte der Stunde, in der sie zum ersten Mal sich gesehen, des ersten Grußes, des ersten, schüchtern gewechselten Wortes. Und dann der übrigen Zeit des Findens und des Weidens, des Hangens und Bangens der bewegten Brust, bis das Geständniß gegenseitiger Liebe von der Lippe flog und die Zukunft, wenn auch mit manchen trüben Wolken bedeckt, doch in rosigen Lichte erschien. Und nun sollte dies Alles hin und begraben, oder wenigstens in weite, ungewisse Ferne gerückt sein! Der Schmerz, das Unglück war kaum auszudenken.

In der Werkstatt des Meister Grunewald war aber trotz alledem nicht Sonnenschein und Licht. Wo hatte ein Tischler jemals nach solch einer Zeichnung gearbeitet? Der Bamberger dachte es, während die Schweißtropfen ihm auf der Stirn standen. Er hatte sich die Sache doch bedeutend leichter gedacht, als sie sich nun herausstellte. Es schien so einfach, das geschwungene Blatt, die zierliche Ranke dort über dem ausgefehlten Rande anzuleimen und jene kleine fast unscheinbare Stütze zu befestigen, und nun wollte es immer und immer wieder nicht gelingen. Ja, es war noch ein Glück, daß das Blatt durch das viele Probieren nicht schon gänzlich zerbrochen war. Dabei ging der Meister so brummig umher, daß schon ein guter Muth dazu gehörte, ihn noch einmal anzureden und um Rath zu fragen. Denn schon bei der ersten Anrede der Art war ein verständlicher, zwischen die Rippen gemurmelter Esel zu vernehmen und das schöne Sprüchwort von der Kuh am Thor war auch nicht verschwiegen geblieben. Genug, es war und blieb eine schwüle Luft. Die Meisterin aber vor Allen wußte, was die Glocke geschlagen. Der Bamberger war ein nichtsnutziger Neidhammel, was sie schon lange geahnt, und der Meister hatte einen Dack geschossen.

Nun war guter Rath theuer. Die angefangene Arbeit wurde, wie die Sachen lagen, niemals zu Ende, wenigstens nicht gut zu Ende geführt. Alle Hoffnungen, die an die Vollendung geknüpft waren, fielen in's Wasser, und an eine Vergrößerung der Werkstatt oder Mehrbestellung neuer Arbeit war nicht zu denken.

Das wurmte und ging der Frau im Kopfe herum. Aber wie! ging dort nicht die Gustel? Und wie blaß, wie trüb sah das Mädel aus! Ob wohl der Würzburger noch im Orte sein mochte? Die Gustel weiß es gewiß! — Alle diese Gedanken gingen der Frau blitschnell durch den Kopf. Ein Weiteres dachte sie nicht. Sie brauchte zum zweiten Frühstück ein Brod. Was thats, so sie es sich selbst rasch vom Bäcker holte, zu dem

das Mädelchen soeben gegangen? Warum erst den Burschen oder das Dienstmädelchen rufen? Ging die Nichte des Herrn Spribing selbst in den Laden, warum sollte die Meisterin es nicht auch einmal wieder thun? Man muß nur resolut, rasch zur Hand sein. Selbst ist der Mann! —

Und richtig! Da hieß es nach kurzer Begegnung, nach freudlichem Gruß von Seiten der Meisterin: Sie sehen so trüb, so krank aus, Fräulein! Es ist doch kein Unglück passiert? Ich hätte schon eine Frage: Ist der Würzburger noch im Ort? Werden Sie nicht roth, ich weiß Alles. Es ist eine dumme Geschichte, Sie wissen, wie die Männer sind. Ich will nichts gesagt haben. Aber, aber, — also er ist noch im Ort? Sie treffen ihn vielleicht? Käme er wohl in einer Stunde am Hause vorüber? — doch ade Fräulein! Ihr Weg führt dorthin, mein Mann braucht uns nicht zu sehen. Und nicht wahr, Sie machen, daß der Geselle vorübergeht? Ich werde am Fenster sein.

Der Frauen List unerschöpflich ist. Aus Spinnfäden weben sie ein Netzlein fein, und was der Mann im Unmuth zerschlagen, sie mit duftenden Rosen zusammentragen!

Der Würzburger kam. Wie oft ihm sein Mädel die Wange gestrichen, bis aller Aerger, Hochmuth und Verdruß mit sammt dem Trost verschwunden war, hat er niemals gesagt. Er kam und die Meisterin stand wie zufällig am Fenster, trat auch nur so zufällig zum Hause hinaus, wo es sich denn fand, daß der Geselle noch ein Tüchlein im Hause vergessen, was er doch mitnehmen möchte. Daß sie das Tuch sich erst jüngst von der Auguste hatte geben lassen, sagte sie ihm nicht und der Meister brauchte es noch weniger zu wissen. Es war genug, daß er im Hause war und der Meister zwar verwundert, aber doch nicht unfreundlich, wenn auch ein wenig verlegen aufschaute, als er ihn unerwartet traf.

Ein Wort gab das andere. Das Frühstück war nicht schlechter als sonst, und da beide Theile einer Versöhnung und neuen Vereinigung nicht abgeneigt waren, so fand sich dieselbe denn auch bald. Andern Tages stand der Gesell wieder an seiner Hobelbank, wie es die Wochen vorher gewesen. Es war wie früher, nur mit dem Unterschied, daß die Auguste, des Herrn Spribing Nichte, hin und wieder jetzt kam, um bei der Frau Meisterin ein Täschchen Kaffee zu trinken, oder mit ihr am Abend ein Stündchen zu plaudern. Daß der Geselle dabei nicht fehlte, wird wohl nur zufällig gewesen sein. Frauen stiften nun einmal zu gern Heirathen. Und die Auguste war ein zu herziges Kind! —

Als jedoch der Schreibtisch vollendet war und in seiner ganzen Schönheit dastand, da mußte sich selbst der Meister im Stillen sagen, daß es doch etwas Herrliches um solche künstlerische Arbeit sei, namentlich wenn die Kunst mit dem Handwerk Hand in Hand geht. Er fing an ordentlich stolz darauf zu werden, daß solch ein Stück aus seiner Werkstatt hervorgegangen. Dem Bamberger freilich, dem fraß der Neid noch immer an der Leber, zumal der Meister es an Stichelreden nicht fehlen ließ und trotzdem, fern von jeder Ueberhebung, der Würzburger bei passender Gelegenheit dem alten, soliden, einfachen Handwerker das Wort rebete. Er fühlte sich zu glücklich in der Vollendung seines Werkes und in der Liebe seines Mädchens. Wie hätte er da noch einen Groll im Herzen tragen können, zumal ja Alles so glatt abgelaufen und der düsteren Nacht sobald wieder ein lichter Tag gefolgt war.

Und zu diesem Allem begab sich's dann noch nach einiger Zeit, daß der Tisch als ein echtes Meisterwerk den ersten Preis davon trug. Dem alten Grunewald wirkte es förmlich im Kopf, als er mit dieser Nachricht nach Hause ging. Es war ihm fast, als sei die Straße nicht breit genug und als seien die Häuser zum Wein gegangen, denn sie wackelten wie die Straßenlaternen. Auch die Freude kann trunken machen. Als ihm jedoch der Kamm zu sehr schwoh und er sich ein gutes Theil am Verdienst ob des guten Resultates zurechnen wollte, da steckte unter vier Augen die Frau ihm ein Lichtlein an und erzählte, was sie gethan und auf welche Weise sie den Gesellen wieder in das Haus gebracht.

Daraufhin dämpfte der Meister seine Freude etwas und meinte, die Weibskente seien doch verfluchte Dinger. Besonders vor der Auguste hatte er einen Heidenrespekt bekommen, denn sie verstand es, nicht bloß ihren Schatz, sondern auch den alten Meister und selbst den Onkel um den Finger zu wickeln. Seitdem letzterer freilich das Jawort der reichen Wittve erhalten, war er auch durch und durch ein Anderer gegen sie denn ehebem, da er sie mit seinen Liebesanträgen geplagt. Jetzt schien es

ihm ordentlich lieb und erwünscht, daß das Mädel so halb als möglich aus dem Hause komme und er war einer Heirath mit dem Würzburger in keiner Hinsicht entgegen. Ueberdies wollte er sein Geschäft vergrößern und da konnte er Leute wie den Gesellen nur zu gut brauchen. Er hatte es sich bereits zurecht gelegt, wie er den jungen Mann beschäftigen und als Werkführer einer neu zu gründenden Werkstatt anstellen wollte.

Daß er mit diesem seinem Antrage zu spät kommen könne, hatte er freilich nicht gedacht und mußte gute Miene zu bösem Spiel machen.

Ein reicher Graf hatte nicht allein den preisgekrönten Schreibtisch sofort gekauft, sondern auch zahlreiche andere Arbeiten, zu denen er die Zeichnungen zu liefern versprochen, bestellt, so daß Meister Grunewald es für gerathen erachtet hatte, den Würzburger fester an sich zu fesseln und ihn zu seinem Associe zu machen. So wurde aus dem kurz zuvor zugewanderten Gesellen ein Meister, dem auch bald eine Frau Meisterin zur Seite stand. Die Werkstatt wurde eine berühmte und an Arbeit mangelte es nie. Gute Arbeit findet immer ihre Abnehmer. Das wußte auch Herr Spriding und bezog seine besten Sachen aus Meister Grunewalds Werkstatt. Fabrikate aus dieser Bezugsquelle fanden bei ihm immer schnellen Absatz. — Glücklich freilich war der

Mann nicht geworden, seine Frau ließ es ihn nur zu sehr fühlen, daß sie ihm Geld in's Haus gebracht.

Kam er und sah die junge Frau so glücklich froh mit ihrem Manne, dann konnte er es zuweilen nicht lassen, besonders beim Abschiede, ihnen die Hand zu drücken und dem Manne zu sagen: Meister! ich gönne Ihnen Ihr Glück von Herzen, aber ich glaube, auch mir hätte die Auguste den Sonnenschein in das Haus und in das Herz gebracht. Meister Grunewald aber stieg mehr als einmal des Tages die Treppe hinauf zur Wohnung seines Kompagnon, setzte sich in den Sorgenstuhl und sagte: Laßt mich ein wenig ruhen. Ich kann Feierabend machen, ich überlaß meine Werkstatt guten Händen. Wie danke



Dem alten Grunewald wirkte es förmlich im Kopf.

ich es Euch Frauen, daß Ihr mir den Würzburger wieder heim gebracht habt. Gott lohne es Euch! Es lebe das Handwerk, das sich zur Kunst gebildet!

Und der Bamberger? O, wie froh war der, noch immer in der Werkstatt geduldet und beschäftigt zu sein. Und wurde er auch nur bei Bauarbeiten verwendet, er ging dennoch für seinen jungen Meister durch's Feuer. Es gab keinen besseren! Und nun erst die Meisterin!

Die verspielten Erbsen.

Vor zweihundert und etlichen fünfzig Jahren lebte in Paris ein reicher Mann, der seine Sonderbarkeiten hatte, übrigens ganz und gar nicht dumm war und selbst in seinem Testamente noch drollige Streiche ausführte.

Unter Anderem vermachte er der Pfarrei, in der er wohnte, ein großes Stück fruchtbaren Gartenlandes unter folgenden Bedingungen:

1. Daß der jeweilige Pfarrer das ganze Gelände Jahr für Jahr nur mit Erbsen bebauen durfte; und

2. daß er von den gewonnenen Erbsen den zehnten Theil abzugeben habe an — wen??

Ich wette soviel man will, der geneigte Leser erräth es nicht und darum will ich ihm die Bedingung lieber gleich ganz sagen. Der Pfarrer mußte von diesem zehnten Theil Erbsenertrag jedem Ehemann, der sich hiezu melden würde, je einen vollen Sester abgeben, sofern dieser selbige Ehemann nachweisen könne, daß ihm sein Eheweib ein ganzes Jahr lang (365 oder in einem Schaltjahr 366 Tage) die Meisterschaft im Hause niemals streitig gemacht habe.

Alle Jahre um die Erbsenzeit verkündete der Pfarrer das Vermächtniß, aber auch nicht Einer kam, sich den Sester Erbsen zu holen; der ganze Jahresertrag blieb dem Pfarrer allein.

Nach längerer Zeit stellte sich aber doch ein Erbsenbewerber ein. „Herr Pfarrer“, sagte der Mann, „heute Nachmittag, bis ich heimkomme, ist es gerade ein Jahr, daß Sie mich mit meiner Frau getraut haben. Das ganze Jahr hindurch bin ich immer Meister im Hause gewesen, ich bitte um den Sester; es ist mir zwar nicht gerade um die Erbsen selber zu thun, aber um die Ehr...“

„Ganz recht“, sagte der Pfarrer, „das ist schön von Euch und freut mich; macht jetzt nur euern Sack einstweilen auf, ich will gleich die Erbsen herbeibringen lassen.“ Bald darauf kam der Pfarrer zurück, hinter ihm drein die Wagd mit einem vollen Sester Erbsen.

„Aber, lieber Freund“, sagte der Pfarrer, „Euer Säcklein da ist ja viel zu klein, da geht kaum ein halber Sester hinein.“

„Ja das sehe ich“, sagte der Mann, „hab's auch gleich zu meiner Frau gesagt, sie solle mir einen größern Sack geben. Aber so sind die Weiber, sie wollen immer die Meisterschaft haben.“

„So, so“, sagte der Pfarrer, „das thut mir sehr leid, nehmt jetzt nur wieder das Säcklein leer mit und sagt Eurer Frau, ich lasse sie schön grüßen und sie solle Euch das nächste Jahr die Meisterschaft auch beim Erbsenholen noch lassen!“

Das thut weh!

Der Netti het mit Lust und Chraft
Johr us, Johr i für 's Buebli g'schafft,
Vom Morge früeh bis spot in d'Nacht,
Deb's halt g'fi isch, ob d'Wetter g'hracht.
Für 's Buebli het er alles tho
Und denkt: Es wirb's vergelte scho!

Und us em Buebli wird e Ma,
Er nimmt vom Netti 's Hüßli a.
Si Chraft nimmt ab und 's Alter zue,
Der Netti cha fascht nit meh thue.
Si libbig het er frili g'ha,
Doch isch nit gar viel Zucker bra.

Der Sohn goht sine G'schäfte no,
Und het der Alt' so sitze lo.
Er het si Netti wuchelang
Nit g'froget, wie's em denn au gang.
E schnauzig Wörtli het's chum ge —
D mei, das thuet dem Alte weh!

Siechsch nit hört selbi jungi Frau
Und 's Ghindli in der Wagle-n-au?
Jo, ebe het sie's troche g'leit
Und 's Muetteraug' strahlt voller Freud.
Uf 's Ghindli git e Muetter acht,
Schloft mengmol nit e halbi Nacht.

Ihr Matbili, so lieb und hold,
Sie huetet's ärger no as Gold.
Wirb's obbe chrank — daß Gott erbarm!
Se loßt sie's nümme us em Arm.
Sie het kei Rueh bi Tag und Nacht,
Bis 's Ghindli wieder g'jund verwacht.

D Matbili, denksch au no dra,
Wenn de as Frau lebsch bim e Ma?
Und 's Muetterli lit chrank im Bett,
Wie's amig bi verpfeget het?
Und hätt'sch's vergesse — 's sott's nit ge —
D mei, das thuet ere Muetter weh!

H. Reibel.

Die Kugel.

Von R. Keibel.

Es ist gewiß noch unendlich viel Stoff vorhanden, der als Grundlage zu Erzählungen benutzt werden könnte, wenn man dazu käme, die Orte zu finden, an welchen er aufbewahrt wird. Der Zufall will es oft, daß derartiger Stoff aufgefunden wird. Der Verfasser dieser kleinen Erzählung besuchte in seinen jungen Jahren vorzugsweise gern die Thäler und Höhen des Schwarzwaldes, wozu ihn nicht allein die Natur mit ihren vielfach gestalteten Gebilden anzog, sondern auch die einfach gemüthlichen Menschen, die zufrieden in einsamen, zerstreut liegenden Gehöften wohnten. Ein schöner Augustmorgen ist herauf gezogen und in mir die Lust, hinaus zu wandern. Ich verließ die Rheinstraße und wandte mich dem obern Albthale zu, das zu jener Zeit nicht so häufig besucht wurde, wie heutzutage, seit die neue Straße angelegt ist. Wer das Albthal nicht kennt und ein Naturfreund ist, dem möchte ich den Rath geben, eine Fußreise dort hinauf zu machen; er wird anerkennen: Eine solch großartige Schönheit habe ich da zu finden nicht vermutet. Gegen Abend sprach ich in einem etwas abseits gelegenen Bauernhause vor, um ein Nachtlager nachsuchend. Eine ältere Frau war allein zu Hause und mit einem: „wenn d'r mit eme Burebett fürlieb nehme wottet“, wurde meine Bitte gewährt.

Mit der Dämmerung trafen auch die übrigen Inhaber des Hauses ein, der Hofbauer und die dienenden Kräfte, und ein ländlicher Abendimbiss vereinigte alle, mich mitgerechnet, um den Tisch.

Während des Essens bemerkte ich an der Wand mir gegenüber einen dunkeln, unförmlichen Gegenstand, den eine hölzerne Rahme umschloß.

Die Bäuerin mochte es beobachtet haben, wie meine Blicke fragend nach dem sonderbaren Bilde sahen, und nachdem der Tisch abgeräumt und das Gesinde abgetreten war, sagte sie zu mir: „S nimm ich wunder, junge Her, was selbe Helge hört an der Wand z'bedüte het.“ Und als ich lebhaft meine Neugierde zu erkennen gab, erzählte sie nachfolgende Geschichte, die ich, nur in der Sprechweise abgeändert, wiedergebe.

Auf dem Hofe wohnte zur Zeit der Salpeterer-Unruhen ein reicher Bauer mit seiner einzigen Tochter, welche zur Urgroßmutter der Erzählerin geworden war, die aber vor ihrer Verheirathung schwere Kämpfe durchzumachen hatte. In der Nähe des reichen Hofbauern wohnte eine wenig bemittelte Wittwe mit ihrem Sohne, der bemüht war, sich und die Mutter durch Arbeitsamkeit durch das Leben zu bringen. Von Jugend auf waren diese Kinder sich bekannt und verkehrten täglich mit einander, wie das bei Nachbarkindern ja so häufig der Fall ist. Aber aus dieser Jugendbekanntschaft ist mit der Zeit ein Liebesverhältniß entstanden, das, unbekümmert um den Vermögensunterschied, sich so fest knüpfte, daß an eine Auflösung — wenigstens von Seiten der Liebenden — nicht zu denken war. Der Vater des jungen Mädchens gehörte mit aller Leidenschaftlichkeit der Partei der Salpeterer an, der die Forderungen der Bauern mit Gewalt durchzusetzen sich bemühte, während der Liebhaber seiner Tochter, ein ruhiger Charakter, sich an der Sache gar nicht theiligte. Dieser Umstand legte zwischen den reichen Hofbauer und den armen jungen Mann den höchsten Grad der Feindschaft, so daß also an eine Verbindung der jungen Leute nie zu denken war, obgleich sie sich „treu bis in den Tod“



Di will i und bi muetz i ha, ob de witt oder nit!

versprochen hatten.

Inzwischen erscheint noch ein anderer junger Mann auf dem Platze. Der Sohn eines der entschiedensten Anhänger der Salpeterersache, aus Tiefenstein brunten, trat, in Folge Verabredung der Väter, als Freier der Bauerntochter auf, Marianne wollen wir sie nennen. Das war nicht nur für den Damian, den ersten Liebhaber des Mädchens, eine finstere verhängnißvolle Wolke, die sich an seinem Himmel aufstellte, sondern auch für Marianne ein Schlag, der sie fürchtbar traf. Der stolze Hofbauer hatte ihr mit aller Strenge jeden Umgang mit Damian verboten, und den Tiefensteiner ermuntert, so oft er möge, in seinem Hause vorzusprechen, mit der Versicherung, daß es bei ihm beschlossene Sache sei, nur ihn zum Tochtermann anzunehmen. Und wie oft flehte das unglückliche Mädchen den Vater im Himmel um seine Hilfe an! Aber es schien, als fände ihr

Geht lei
der entsch
den Sieg
sehen sah
sowil auch
ihre H
Jugend
strebenden
Bahn. D
dem Hohen
gegen die
eine Jun
Sache der
Eines
prächtigen
hoje des
Marianne
Garten be
nicht in d
geschlagen
weiß wol
mengi Wu
de witt ob
Bei die
Mädchens
ie zurück
bi Frau
bringt in
kehrte sie
stehen.
Der
Haus, w
Sie ging
heime U
trauten
Tochter
Gegen
gehen sa
heimlich
möglich
Die
verfä
Das W
wegen t
wegen
Vater
das M
Knecht
enden t
die den
welche
sie auf
erfaßt
das ihr

Gebet keine Erhörung. Denn immer näher rückte der entscheidende Tag heran, der dem Tiefensteiner den Sieg bringen sollte. Und mit welchem Abscheu sah Marianne den leichtsinnigen, rohen, wenn sonst auch hübschen jungen Menschen an, dem sie ihre Hand reichen sollte!

Inzwischen trieb das Verhängniß die Unzufriedenen immer weiter vorwärts auf der betretenen Bahn. Dagegen waren noch gar viele Männer auf dem Hohenwald vorhanden, die für die Auflehnung gegen die Obrigkeit, insbesondere gegen St. Blasien, keine Zuneigung kund gaben. Und so blieb die Sache der Salpeterer immer eine zweifelhafte.

Eines Tages erschien der Tiefensteiner in der prächtigen, kleidsamen Tracht der Hohen auf dem Hofe des Dreitannenbauern, des Vaters der Marianne. Er traf das Mädchen zufällig im Garten beschäftigt. Mit Freundlichkeit, die aber nicht in der Tiefe des Gemüthes ihre Wurzeln geschlagen hatte, sagte er: „Liebe Marianne, be weis'ch wohl, was i will und worum i cho bi scho mengt Wuche. Di will i und di mueß i ha, ob de witt oder nit!“

Bei dieser freundlichen Anrede wollte er des Mädchens Hand ergreifen. Aber Marianne zog sie zurück und erwiderte: „'s wird nit so pressire, di Frau z'werde, nei, in Ewigkeit nit! Zue dem bringt mi d'r Vater nit und nieme!“ Hiermit kehrte sie ins Haus zurück und ließ den Freier stehen.

Der Tiefensteiner trat bald darauf auch ins Haus, wo er von dem Hofbauer erwartet wurde. Sie gingen in eine Kammer und hielten eine geheime Unterredung. Nach Verlauf einer Stunde traten sie in die Bohnstube zurück, wohin die Tochter etwas Fleisch und Wein bringen mußte. Gegen Abend verließen sie den Hof. Beim Weggehen sagte der Bauer: „Marianne, wemer wieder heimchömmen, so wirsch e Brut mit dem do, de mag'sch wölle-n-oder nit!“

Die Nacht brach herein, und schwarze, unheilverkündende Wolken zogen vom Rheinthale herauf. Das Mädchen empfand eine namenlose Angst, nicht wegen des herannahenden Gewitters und auch nicht wegen des Vaters Drohwort; sie wußte, daß ihr Vater mit seinen Freunden einen Handstreich gegen das Kloster ausführen wollte. Und vor dem Ausgang desselben, der schrecklich für ihren Vater enden könnte, war ihr bange. Die Donnerschläge, die den Erdboden erzittern machten, und die Blitze, welche die Nacht in Tag verwandelten, schreckten sie auf aus ihrem tiefen Schmerz, der ihre Seele erfaßt hatte. Ein schreckliches Bild des Unglücks, das ihrem Vater drohe, schwebte ihr vor.

Das Gewitter hatte sich verzogen und ein heiterer Morgen lächelte auf die Berge hernieder. Aber noch war die Sonne nicht völlig heraufgezogen, war auf dem Dreitannenhof alles Leben erstorben: Der Bauer wurde todt in sein Haus getragen. Von Seiten der Aufrührer war in jener Nacht ein Angriff auf das Kloster ausgeführt worden. Allein eine Anzahl Männer, die den Salpeterern entgegen standen, hatten Kenntniß davon erhalten und sich im Kloster versammelt. Die Angreifenden wurden zurückgeschlagen und der Hofbauer wurde getödtet.

Wochen und Monate vergingen und die Ruhe schien wieder eingezogen zu sein in die Thäler und auf die Berge des Schwarzwaldes. Marianne hatte sich von dem harten Schläge erholt und ein Verwandter, ein Mann der Ordnung und des Friedens, ist als Vormund ihr zur Seite gestanden. Da ist dann kein Hinderniß mehr zu überwinden gewesen, das den Damian von seiner Geliebten hätte scheiden können: er wurde der Bräutigam des Mädchens, und die Zeit der Hochzeit wurde festgestellt.

Der Tiefensteiner hat sich öffentlich nicht mehr als Freier eingestellt, nur sei er zuweilen in der Nähe des Dreitannenhofes gesehen worden.

Der Hochzeittag war düster, wie man ihn nicht gerne hat. Aber die Brautleute sagten: „Wir han d'Sunne-n-im Herze und mir göhn im Vertraue-n-uf Gott d'r Zuekunft entgege!“ Und so wurde der Gang zur Kirche, die etwa eine halbe Stunde vom Hofe entfernt lag, in Begleitung von Freunden und Bekannten angetreten. In der Mitte des Weges — ein verwildertes Gesträuch und Gestrüpp war auf der einen Seite — fiel plötzlich ein Schuß, und die Braut sank zu Boden; ein unbeschreiblicher Schrecken kam, wie begreiflich, über den Zug und hinderte den Fortgang. Alles eilte herbei, der Braut Hilfe zu leisten, weil man meinte, eine Kugel habe sie getroffen. Allein zum Erstaunen der Menge erhob sie sich, blickte zum Himmel und rief mit bewegten Worten: „D'r Her het mi b'hüetet“ — und auf den Boden blickend, setzte sie hinzu: „Do lit e Thugle, die het m'r solle 's Lebe neh. I nimm sie mit, und jez göhn m'r in d' Ghilche!“

Die Trauung war vorüber und der Hochzeitzug bewegte sich dem Dreitannenhofe zu. Wiewohl noch viel über den Vorfall gesprochen wurde, blieb merkwürdiger Weise die Braut ruhig, und es schien, ein guter Geist sage ihr: Gott hat dich von der Verfolgung eines Feindes befreit und dein Glück bleibt jetzt ungestört! Wie begreiflich wurde der Mordanschlag dem Tiefensteiner zuge-

schrieben. Die Polizei wollte ihn fest nehmen, aber er war und blieb verschwunden. Die Kugel hatte, wie von der Vorsehung geleitet, statt die Brust der Braut, das starke silberne Schloß, welches am Gebetbuche angebracht war, getroffen und fiel dann matt zu Boden. Die etwas plattgedrückte Kugel aber wird noch heute als Heiligthum in der Familie aufbewahrt.

Eine Liebesgeschichte,

wie sie in manchem Roman nicht interessanter vorkommt, hat sich vor dem Schwurgerichte in Kottweil (Württemberg) entrollt. — Wird da ein 22jähriger serbischer Unteroffizier, ein hübscher Mann mit schwarzem Vollbart, nach der schwäbischen Gewehrfabrik-Stadt Oberndorf kommandirt und einer Kommission beigegeben, welche die auf Rechnung der serbischen Regierung bestellten Mäusergewehre zu übernehmen hat. Es stund nicht lange an, so lernte er daselbst ein hübsches 17jähriges Mädchen kennen, in das er sich sterblich verliebte. Das junge Paar gelobte sich unverbrüchliche Treue. Aber der etwas hitzige und eifersüchtige Serbe setzte Zweifel in die Aufrichtigkeit der Gesinnung seiner Geliebten und stellte diese auf die Probe, indem er zwei Briefe an sie schrieb und solche mit L. S., den Anfangsbuchstaben eines andern Verehrers des Mädchens, unterzeichnete. Beide Briefe, in welchen sie eingeladen wurde, zu dem Hauptmann zu kommen und in welchen die Treue ihres Geliebten in ein schiefes Licht gestellt war, übergab sie demselben mit der Versicherung, daß sie nicht zum Hauptmann gehe.

Darauf ließ der Serbe einen dritten mit derselben Unterschrift versehenen Brief an das Mädchen abgehen, begleitet mit einem Medaillon und 3 M. und mit der Aufforderung des L. S. zu einer Zusammenkunft in einem benachbarten Orte. Rückantwort wurde erbeten, postlagernd Oberndorf.

Auf diesen Brief gab das Mädchen zusagebende Antwort, bemerkte übrigens darin, daß es ihr lieb wäre, wenn der Schreiber des Briefes auch gleichzeitig ihren Geliebten zu sich berufen würde, um sich über dessen Untreue aussprechen zu können. Diesen Brief holte der Serbe auf der Post ab, ging mit ihm zu seiner Geliebten und zeigte ihr denselben mit dem Vorwurf, ob das Treue sei? Das Mädchen erblaßte. Er fragte sie, ob sie haben wolle, daß er sich erschieße? Diese erwiderte: er könne thun, was er wolle. Hierüber wurde der Serbe so aufgebracht, daß er sich einen Revolver kaufte, ihn mit 6 Patronen lud und sich wieder zu seiner Geliebten begab, um, wie

er sagte, Abschied zu nehmen, weil er wieder nach Serbien zurückkehre. Wiederholt fragte er, ob er sich erschießen solle, und wieder erhielt er dieselbe Antwort: er könne thun, was er wolle. „Dich habe ich geliebt und keine Andere“ — rief er aus und feuerte einen Schuß auf sie ab, der sie in die linke Schläfe traf. Sodann richtete er die Waffe auf sich selbst und schoß sich in die Schläfe in der Gegend des rechten äußeren Augwinkels.

Zum Glück waren beide Schüsse nicht tödtlich. Der Serbe hatte nur die Sehraft des rechten Auges eingebüßt. Das Mädchen trägt die Kugel noch im rechten Schläfenbein und hatte eine zur Zeit der gerichtlichen Verhandlung noch ungeheilte, jedoch gefahrlose und ziemlich schmerzlose Wunde.

Der Liebhaber wurde zu 1 Jahr Gefängniß verurtheilt. Zum Beweis, daß der Treubund Weiber von gutem Kitt war, besuchte das Mädchen gleich nach der Verhandlung ihren Geliebten im Gefängniß. Es fand gegenseitige Versöhnung und die Erneuerung des Treugelöbnißes statt; und wenn der Unteroffizier sein Jährlein abgeessen haben wird, soll die Hochzeit gefeiert werden. So geschehen im Jahre 1883.

Im Frühhauch.

Oh' noch im Ost der Morgen glüht,
Der Wald noch athmet kaum;
Ein Frühhauch durch die Wipfel zieht —
Der Herr geht durch den Raum.

Es weht die Ansel an dem Ast
Den Schnabel, daß es schallt;
Und rings herum, nach näch't'ger Raft,
Erwacht der ganze Wald.

Die Drossel pfeift, der Specht, er klopft,
Das Reh hemmt seinen Lauf;
Der Nebel von den Bäumen tropft —
Die Sonne gehet auf!

Der Jäger selbst, der pirschen will,
Fühlt leisen Gotteshauch;
Es ruht der Fuß, er lauschet still —
Der Wald, er predigt auch!

Wie steht er da in Majestät,
Das jubilirt und singt! —
Ist es nicht auch wie ein Gebet,
Das durch die Seele bringt?

Im Feld ist längst die Lerche wach
Und jauchzt der Sonne zu —
Allüberall grüßt man den Tag —
Mein Herz — nun bet' auch du!

F. Brunnold.

Silia.

Ein Märchen von Paul Lang.



Ihr wißt doch, was die Elfen sind. Und wenn ihr's nicht wißt, so will ich es euch eben sagen, so gut ich kann. Die Elfen bestehen nicht, wie die Menschenkinder, aus Fleisch und Blut, sondern sind aus Licht und Luft mit ein wenig Morgenthau und Abendnebel zusammengewoben. Dieses Gewebe ist noch feiner als der Faden der Spinne und der Seidenraupe; darum darf man einem solchen Elfenleibchen nicht gar zu viel zumuten. Das hat einmal ein klein Elfenkind mit Namen Silia an sich selbst erfahren, und von dem Elfenkind Silia will ich euch eigentlich erzählen.

So lange der Frühling und der Sommer gewährt hatte, hatte Silia ein gar vergnügtes Leben geführt. Morgens wusch sie sich am Bach die Neuglein klar und wenn ein paar Wassertropfen an ihren kleinen runden Flügeln hängen geblieben waren, so spitzte sie den Mund und blies mit rückwärts gewandtem Antlitz die Tropfen weg, daß sie wie krystallene Perlen auf Gras und Blumen sprangen, und die Halme und die Blütenkelche riefen: „Danke schön!“ oder: „besten Dank!“, je nachdem sie's gelernt hatten. Dann waren Silias Flügel wieder leicht und frei, und so schwebte sie, so lange die Sonne am Himmel stand, durch die schwanken, weichen Zweige des Buchenwalbes und verletzete nirgends ihre Flügel oder ihr Kleiblein; denn die Blätter der Buchen waren zart und lind. Wenn ein Gewitter hinter den Bergen heraufzog und der Sturmwind durch's Geäst der Buchen fuhr, barg sich Silia unter den

Webeln des Farnkrauts. In stillen mondheilen Nächten aber schlief sie auf den dunkelgrünen Blättern der weißen Seerose des Waldteiches bis in den lichten Morgen hinein, bis die liebe Sonne in den Wellenringen des Teiches glitzerte oder die Fischlein emporschnellten, um sich eine Mücke zum Morgenimbis zu erhaschen. Die Elfen werden nämlich niemals über zehn Loth schwer und über anderthalb Fuß hoch; Silia aber war ein besonders kleines und leichtes Elfenkind.

Das war also Silia's Lebenswandel den Frühling und Sommer über gewesen. Allmählich jedoch war es Herbst geworden und böse Zeit gekommen. Aus dem Frost war hätte sich Silia nicht viel gemacht; der Reif, der nunmehr manchmal morgens anstatt des Thaus auf Halme und Gräsern lag, gefiel ihr, sogar außerordentlich wohl. Aber durch die Nester der Bäume getraute sie sich nicht mehr zu fliegen, weil sie fürchtete, an den spitzen Buchenknospen Flügel und Gewand zu zerretzen. Auch hatte sie gehört, daß noch Eis und Schnee kommen werde, und davor war ihr doch ein wenig bange.

So stand Silia an einem nebligen Herbstabend vor einem Ameisenhaufen, welchen diese fleißigen Geschöpfe aus Nistennadeln um einen Baumstamm zusammengetragen hatten. Die Bewohnerinnen des Baues hatten sich für den Winter bereits häuslich eingerichtet und ruhten tief im Innern von der Arbeit des Sommers aus. Nur die Ameisenkönigin saß auf der Sommerseite des Baues und stellte ihre Betrachtungen an über den Wechsel der Jahreszeiten und der Welt Lauf.

Die Ameisenkönigin rebete das Elfenkind an und fragte: „Wo gehst du hin, Silia?“

„Ich will mir ein Häuslein suchen, darin ich den Winter über wohnen mag,“ erwiderte Silia. „Weißt du mir keinen Rath?“

Die Ameisenkönigin kratzte sich mit dem Vorderfuß hinter dem Ohr und erwiderte: „Eine Unterkunft für dich? Das wird freilich seine Schwierigkeiten haben. In den Erdboden oder in die Felsenritze kannst du unmöglich schlüpfen; dazu bist du viel zu fein und hochgeboren. Sern würd' ich dir in unserem Bau ein Hinterstüblein einrichten; aber die Nistennadeln, die du gemieden hast, so lange sie noch grün am Baum hingen, sind nun, da sie dürr geworden, noch viel spitzer und gefährlicher; an ihnen gingen dir Flügel und Kleiblein elend zu schanden. Nein, armes

Kind, du dauerst mich, weiß wahrlich keinen Rath für dich. Doch halt, wenn du dort den geraden Grasweg hinabgehst bis zum Ende des Waldes, so findest du einen großen, großen Haufen durrres Laub; den hat ein armes Bäuerlein aus dem nächsten Dorf mit seinem Weib und seinen sechs Kindern vorgestern zusammengerecht, und ich habe selbst gehört, wie der Bauer sagte, man solle wohl acht geben, daß kein ungefügter Ast, ja nicht einmal ein dürrer Zweig mit unter das Laub komme. Das ist eine Behausung wie gemacht für dich. Krieche bis in die Mitte der Laubstreuhschicht, dann bist du den ganzen Winter über sicher vor Sturm und Regen, vor Schnee und Eis."

Silia dankte für den guten Rath; sie ging den geraden Grasweg hinab bis an des Waldes Ende und fand Alles richtig so, wie es die Ameisenkönigin gesagt hatte. Flugs kroch sie in die reinliche, lockere Laubstreu tief hinein bis in die Mitte; o, da war's warm und trocken, und doch konnte man so behaglich athmen. Weil es schon ziemlich spät war und Silia in den vorübergehenden Nächten vor Sorgen nur wenig geschlafen hatte, so war sie bald in tiefen Schlummer gesunken.

Aber o weh, am andern Morgen kam der Bauer mit seinem Weib und seinen sechs Kindern, dazu mit einem Leiterwagen, vor welchen zwei Kühe gespannt waren, denn der Bauer hatte den Laubstreuhaufen keineswegs für das Elfenkind, sondern für sein Hornvieh zusammengerecht und gebachte, ihn in seine Scheuer zu führen. Mit Schrecken hörte Silia, wie die Rechenzähne im dürrn Laub raschelten, wie die Kinder des Bauern die Streu jubelnd in den Wagen stampften, und wie die Kühe dazwischen hinein mit den Glöcklein läuteten, die an ihrem Hals hingen, und laut in den frischen Herbstmorgen hinausbrüllten, als ob sie sich schon auf ihr Winterlager freuten. Zitternd und bebend kroch das Elfenkind nach der entgegengesetzten Seite vollends durch den Haufen hindurch und gewann das Freie.

Silia kam auf eine Waldwiese, dort saß ein schwarzer Rabe und lauerte auf eine Maus. „Wo willst du hin, Silia?“ fragte der Rabe. „Ich will mir eine neue Winterwohnung suchen“, erwiderte Silia, „meine alte ist soeben auseinander gestreut worden. Aber, wo eine Herberge finden?“

Der Rabe wiegte den Kopf hin und her, wie ein Weltweiser, und sagte: „Ein hohler Baum wäre das geeignetste für dich; aber leider haben die Holzhauer schon im vorigen Winter keinen einzigen hohlen Baum im ganzen Forst mehr stehen lassen. Nein, armes Kind, du dauerst

mich, weiß wahrlich keinen Rat für dich. Inbessen — probiren geht über studiren. Wenn du dort zu oberst auf den Berg gehst, so kommst du an einen uralten Ahorn; in einem seiner Astwinkel hat ein Eichhörnchen ein Nest gebaut. Ich habe vor ein paar Stunden hineingeguckt; es war leer und, was das Beste für dich sein wird, es ist ganz prächtig mit weichem Moos ausgefüllert."

Silia dankte dem Raben für seinen Rath, schwebte empor zu dem alten Ahorn und fand alles richtig so, wie der Schwarzröck gesagt hatte, das Eichhörnchenest sah aus, wie ein großer Geldbeutel, hatte einen engen Einschlupf, der war wohl für die Sonne, nicht aber für den Wind zugänglich, und das Moospolster, mit welchem die Wände überkleidet waren, fühlte sich so weich an, wie Sammt. Silia wollte schon die Augen zum Schlummer schließen, da hörte sie unten den Holzhauer vorübergehen.

„Vater“, fragte eine Knabenstimme, „warum hast du ein Hirschhorn in den alten Ahorn gerissen?“

„Weil er in den nächsten Wochen umgehauen wird,“ entgegnete der Holzhauer.

„Es ist fast schade um den schönen Baum.“

„Et was, es ist ein alter Kerl. Einen großen Fall wird er freilich thun; wir wollen aber dafür sorgen, daß er, wenn er auf den Felsboden donnert, uns nicht zu viel junge Bäumchen erdrückt.“

Silia stellte sich vor, wie schrecklich es sein müsse, wenn der Baum krachend zu Boden stürze, während sie im Eichhörnchenest schlafte. „Das renkt mir gewiß alle Glieder auseinander“, sagte sie zitternd und bebend zu sich selbst, kroch aus dem Nest und schwebte den Bergabhang entlang bis zu der Quelle, um auf den Schreck hin ein Schlüpfchen Wasser zu nehmen. Am Quell war weder eine Ameise noch ein Rabe zu sehen; wohl aber lag dort eine Schnecke im Moos, die hatte ihr Häuschen mit festem Deckel geschlossen. Silia beugte sich nieder und rief, wie sie im Frühling und Sommer manchmal gethan: „Schneck, Schneck, thu' deine Hörner heraus, oder ich werf dich über die große Mauer 'naus.“ Aber die Schnecke hatte keine Lust, ihren Deckel zu lüften; endlich rief sie: „Wer ist denn draußen und stört mich in meiner Ruhe?“

„Ein armes Elfenkind, das eine Winterherberge sucht,“ erwiderte Silia.

„Dann suche dir ein leeres Schneckenhaus, und schlüpfe hinein“, rief die Schnecke, „laß aber mich ungestört!“

„Ach, ein Schneckenhaus ist mir viel zu eng und klein“, erwiderte Silia weinend.

„Dann geh' dem Bächlein nach, bis es in den Fluß fällt, und geh' dem Flusse nach, bis er sich mit dem Strome vereinigt, und geh' dem Strome nach, bis er in's Meer mündet. Dort unten am Meer gibt's große Schneckenhäuser, von denen gewiß ein's für dich passend ist. Den weiten Weg wirst du nicht scheuen; ich habe viele Tagesreisen zurückgelegt, bis ich hierher gekommen bin. Gute Nacht! Laß mich in Frieden!“

Silia hatte zwar Angst vor dem weiten, weiten Weg, doch beschloß sie, dem Rathe der Schnecke zu folgen. Kaum aber war sie etliche Schritte dem Lauf des Bächleins nachgegangen; da sah sie im Moos ein großes, prächtvolles, güldenes Jägerhorn liegen.

„Hei“, rief sie voll Herzensfreude, „das ist ja das schönste Schneckenhaus, das man sich denken kann. Es ist doch gut, wenn man allein geschheidt ist“, dachte sie und kroch hinein. Es war wohl ein wenig kalt und zugig in dem Horn, aber eine vornehmere Herberge war's doch, als der Laubstreuhaufen und als das Eichhornnest.

Allein das Jagdhorn gehörte einem Königssohn, der sich von seinem Gefolge verloren hatte, indeß er einem Hirsch nachsetzte. Er war auf der Jagd durstig geworden und hatte am Bächlein getrunken; dabei hatte er sein Horn im Moose liegen lassen, weil er voll Jagdeifer war. Als er aber den Hirsch erlegt hatte, kehrte er um, sein verlorenes Horn zu suchen und die Jäger seines Gefolges zusammenzurufen.

Bald hatte er das Horn gefunden, setzte es an den Mund und blies mit Gewalt hinein, so daß die langgezogenen Töne durch die fernsten Thäler klangen.

Silia stemmte sich zwar einen Augenblick mit aller Leibeskraft gegen den scharfen Luftzug, der durch das Horn wehete. Aber sie fand an den glatten Wänden keinen Halt, und dieweil der Königssohn mit Gewalt blies, zerflatterten nicht nur ihre Flügel und ihr Gewand, sondern sie selbst löste sich in lauter zarte, silberweiße Fäden

auf, welche sich von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum spannten, und ehe man sich's versah, schon bis zu der Bergwand reichten, von welcher dem Jäger das Echo zurücktönte. Und während Silia schon zerflatterte, hörte sie noch in ihrem Ohr die langgezogenen Töne des Jägerhorns, die klangen bang und traurig, wie ein Lied vom Sterben und Vergehen, und doch wieder kräftig und siegesgewiß, wie ein Lied vom Auferstehen und Fortleben.

Der Königssohn hatte im Eifer des Jagens und Blasens gar nicht bemerkt, daß sich ein Elfenkind in seinem Horne verkrochen, und daß er mit den Tönen lauter silberweiße Fäden herausblies. Erst als sich das Jagdgefolge zusammengesunden hatte und einer der Jäger, ein junges Blut, fragte: „Ei, was sind das für schöne Silberfäden, die sich von Zweig zu Zweig spannen?“ wurde der Königssohn darauf aufmerksam und erwiderte sinnend: „Sie sind wie aus Luft und Licht mit ein wenig Morgenthau und Abendnebel zusammengewoben; sie bedeuten, daß das Jahr zur Reife geht; darum wollen wir sie Herbstfäden nennen.“



Dieweil der Königssohn mit Gewalt blies, löste sich Silia in lauter silberweiße Fäden auf.

Etliche Leute meinen, die Herbstfäden rühren von den Spinnen her, wer mir aber aufmerksam zugehört hat, weiß es besser, auch besser als der Königssohn.

Zu früh gemurrt.

Große Leute sind gar oft wie kleine Kinder. Seht ihnen nicht gleich alles nach Wunsch, so werden sie ungeduldig. Hintennach aber sehen sie doch manchmal ein, wie gut es ist, daß der liebe Gott ihnen nicht alle Wünsche erfüllt.

Wandert da ein schwäbischer Handwerksbursche gen Wallenstad am See, im Schweizerland. Es ist Spätsommer und Abend, die Sonne denkt an's Schlafengehen; ein dünner Nebelschleier liegt über dem Thal und der Straße, die zum Wallensee führt. Von da und dort läutet es Betzeit; ein sanfter Abendwind trägt den Glockenton herüber und hinüber und das braune Kraut der Kartoffel-

felber verbreitet den Geruch, der an den Herbst erinnert.

Unser Schwabenbursche, der Bruder Drechsler, greift gehörig aus. Schon vor mehr als einer Stunde hat ihm ein Bauer gesagt, wenn er nicht gar zu langsam laufe, komme er früh genug nach Wallenstadt und könne noch mit dem Dampfschiff nach Wesen fahren; es sei nur noch „echlü's Stünbli“ und die „Vollete“ (das Fahrbillet) nach Wesen koste nur 6 Bazen. Gerade so viel, aber nicht mehr, hat das Schwäblein in seinem Geldbeutel. Die verdammten Schweizerstunden, brummt der Schwabe, sind doch gar so lang.

Nach einer halben Stunde endlich erreicht er das Ziel. Richtig, das Dampfschiff ist noch da. Aber es ist höchste Zeit, der Schiffsmann will gerade den Brettersteg zurückziehen auf das Schiff. Halt, laßt mich auch noch mit; was kostet's? ruft das Schwäblein.

„Sechs und einen halben Bazen“, sagt der Mann. „Aber ich habe nur sechs Bazen, Ihr werdet mich bezwingen doch mitfahren lassen“, meinte der Geselle. „Nicht's da“, sagt der wetterbraune Matrose, „da wird nicht gemarktet; so könnte jeder kommen. Seid doch nicht so einfältig, morgen könnt Ihr den Weg zu Fuß machen; da spart Ihr eure Bäcklein, da könnt Ihr doch heute noch eine Suppe essen und dann ruhig Euch aufs Ohr legen.“

Der Brückensteg rasselte jetzt aufs Schiff; der Kapitän rief „Vorwärts“, das Rad fing an mit seinen Schaufeln zu plätschern und fort ging's.

Der Handwerksbursche wischte sich den Schweiß von der Stirne, schaute dem Schiff einen Augenblick nach, dann machte er mißmuthig Kehrum. „Was doch diese Schweizer für undarmherzige Grobthane sind“, brummte er vor sich her und ging in das alte Städtlein.

Im „Hirschen“kehrte er ein, ließ sich eine Suppe und eine Wurst geben und zahlte auch gleich das Schlafgeld. Der Wirth war ein gutmüthiger Mann und verlangte für alles nur 3 Bazen.

Am andern Morgen machte sich unser Schwäblein früh auf den Weg. Die Sonne ging prächtig auf; kein Wind wehte und kein Nebelschleier lag

auf dem spiegelglatten See, an dessen Ufer der Bursche rüstig die Straße fürbaß wanderte. Der Mißmuth von gestern Abend war wie weggeblasen; denn er hatte gut geschlafen; der Weg am See war gar so anmuthig und er fing an zu singen und er sang ein Lied und dann noch ein, und dann dachte er an sein braves Mütterlein daheim an der Geißlinger Steige in dem kleinen Häuslein tief unten in der Schlucht, über der jetzt, grausig hoch, die Eisenbahn fährt...

Und so kam unser Schwäblein, er wußte selber nicht wie, noch vor Mittag nach Wesen. „Aber um's Himmels willen“, sagt er sich, „was ist denn da los?“ Kein Mensch an der Arbeit, Gruppen da und dort, Frauen und Kinder weinend und jammernd zum Erbarmen; die Männer stumpfsinnig und stier vor sich hinbrütend.

Raum wagt es der Schwabe, einen Vorübergehenden schüchtern zu fragen, was denn geschehen sei. Ach Gott, sagt der Mann, das Dampfschiff ist untergegangen mit Mann und Maus; gestern Abend ist es von Wallenstadt abgegangen und jetzt, jetzt liegt der „Delphin“ mit der armen Mannschaft und allen Passagieren im tiefen See, kein Mensch weiß wo er gesunken und wie es zugegangen ist.



MARKWORTH, STRASSBURG 1. 6.

Halt, laßt mich auch noch mit!

Unser Schwabe wußte jetzt genug. Beinahe wäre er in Ohnmacht gefallen. Es überkam ihn bittere Reue, daß er gestern Abend gemurrt, weil man ihn wegen einem halben Bazen nicht mitgenommen hatte. Wie nun, wenn er auf dem Schiff gewesen wäre?

Da dachte er wieder an seine brave Mutter daheim an der Geißlinger Steige und wie er ihr, wenn er heimkomme, sagen wolle, wie gut es ihm gegangen und wie er wohl fühle, daß sie für ihn gebetet habe und wie er nicht mehr gleich murren wolle, wenn ihm etwas nicht nach Wunsch gehe.

Räthsel.

Wohl gehen kann's, doch ohne Füße ist's geboren, Es hört auch gut, doch hat es keine Ohren. Blut hat es nicht, doch wird es warm und kalt. Was ist denn das für eine Mißgestalt? R.

(Die Auflösung ist am Schluß des Unterhaltenden zu finden.)

Er stieg e
diese bezeich
jedem Vorlo
kannatenkre
nobei er jed
pento hatte.
keine oder
kamen, denn
gabe sehr zu
bei Tisch si
sonst ge
er mit dem
durch ein Sil
Daß diese
wird, ist ein
auch bei Weid
no Heber si
ins Wort ja
zu einen sch
mögen sich
dürren und
gebracht, spr
wollte, wenn
mögen das B
Nun, unse
seiner Zukun
dann sein W
für das We
ungehälte
schöpflich im
ngen, die
hofften Liebe
nommiger W
zustellen wu
Zu Herr
gehörte auch
in ihrer W
waren sie z
war daher
seiner groß
Gasterei ge
gang gut w
hatte, mit
Kindern, d
widelten, an
Herr Peter
schließen li
gefaßt hatte.
liche Nachwe
keit zu veran
Niem, die
des 29. Okt

Der Herr Feierlich.

Er hieß eigentlich August Jäckler, erhielt aber diese bezeichnende Benennung deshalb, weil er jedem Vorkommniß in seinem Familien- oder Bekanntenkreise gern ein feierliches Ansehen gab, wobei er jederzeit eine zweckentsprechende Rede in petto hatte. Damit mußte aber gewöhnlich eine kleine oder größere Mahlzeit verbunden werden können, denn erstens wußte er die liebe Gottesgabe sehr zu schätzen und zum andern war er nur bei Tisch sicher, daß seinem Spruch einige Aufmerksamkeit geschenkt wurde, und auch dann erst, wenn er mit dem Messer an das Glas geklopft und dadurch ein Silentium für den Redner hergestellt hatte.

Daß dieses wenigstens in diesem Fall beobachtet wird, ist ein recht anständiger Brauch und sollte auch bei Privatgesprächen mehr angewendet werden, wo Jeder sich berechtigt glaubt, dem Redenden ins Wort fallen zu dürfen und sei es auch nur, um einen schlechten Witz anzubringen; dadurch müssen sich dann nothwendig die Gedanken verwirren und der Redende, so aus dem Konzept gebracht, spricht zuletzt was er gar nicht sagen wollte, wenn er nicht vorzieht, den andern Staar machen das Wort zu lassen.

Nun, unser Herr Feierlich setzte die Geduld seiner Zuhörer selten auf eine zu harte Probe, denn sein Wahlspruch war: kurz und gut; aber für das Wenige, was er sprach, verlangte er ungetheilte Aufmerksamkeit. Auch war er unerschöpflich im Erfinden aller möglichen Ausschmückungen, die freilich oft für ihn selbst zu ganz unersparlichen Ueberraschungen wurden. Daß er als ökonomischer Mann dieselben mit geringen Mitteln herzustellen wußte, darauf bildete er sich nicht wenig ein.

Zu Herrn Feierlichs entfernteren Verwandten gehörte auch der Herr Aktuar Zipperle. Zwar in ihrer Vorliebe für gut Essen und Trinken waren sie ziemlich nahe verwandt. — Herr Zipperle war daher leicht zu überzeugen, daß der Ablauf seiner zwölfjährigen Dienstzeit mit einer kleinen Gasterei gefeiert werden müsse — wenigleich er ganz gut wußte, daß seine Frau ihre liebe Noth hatte, mit dem schmalen Einkommen bei acht Kindern, die einen ganz gesunden Appetit entwickelten, auszureichen; aber er wußte auch, daß Herr Feierlich nicht leicht eine Gelegenheit ent-schlüpfen ließ, wenn er sie einmal am Schopf gefaßt hatte. Zudem war ja auch die unumgängliche Nothwendigkeit, eine kleine Jubiläumsfeierlichkeit zu veranstalten, förmlich in die Augen springend. Item, die Sache kam in's Geleis und der Abend des 29. Oktobers wurde zur Festivität ausersehen.

Der Herr Feierlich begab sich am Nachmittag desselben Tages noch vor das Thor, um zu sehen, was der Sommer auf seiner Flucht noch für Blumen da gelassen habe, um davon eine Guirlande zu machen, welche er an die Stuhllehne des Jubilars befestigen wollte; es war aber schon sehr spätherbstlich geworden und außer der Zeitlose nichts mehr von Blumen zu entdecken.

Unsonst wollte aber doch der herzensgute Menschen zwei Ellen langen Strick nicht spazieren getragen haben, welchen ihm ein befreundeter Kaufmann, frisch von einem redlich verzollten Waarenballen hinweg, auf sein Ersuchen eingehändig hatte. Auch die Rolle Bindfaden für sechs Kreuzer baares Geld sollte doch unbedingt ihren Zweck erfüllen, daher schickte er seinen Erfindungsgeist auf Entdeckungen aus, wo etwa billiger Guirlandestoff aufzutreiben wäre.

Die auf den Feldern umherliegenden Rübenblätter und Kartoffelstauden beleidigten sein Schönheitsgefühl, aber da — unter den Hecken — wie zierlich gezackt sind nicht die Blättchen der, trotz Reif und Spätjahrsfroft, noch immer so frisch grünen Brennnesseln! in welch genügender Menge konnten sie gepflückt werden und was für eine Fülle tiefer Gedanken ließen sich daran knüpfen! Sollte er denn nicht der Frau Aktuarin einen ganzen Schieb-wagen voll dieser stattlichen Stengel mitbringen, damit sie dieselben trockne, hechle, und — gleich den Frauen in Germaniens Vorzeit — für ihren Gatten ein halbes Duzend seine Nesteltuchhemden spinne?

Bertieft in seine nationalökonomischen Gedanken, aber dennoch rasch entschlossen, machte sich der Herr Feierlich an's Werk und fing an, ohne erst die Handschuhe auszuziehen, wenigstens für seinen nächsten Zweck Brennesselsträußchen zu machen, welche er gleichmäßig um den mitgebrachten Strick herum band. Er hatte wirklich nach einiger Zeit das Vergnügen, eine grüne Guirlande fertig gebracht zu haben, in welcher eine Anzahl Zeitlosen angebracht war, um in das eintönige Grün durch die zarte Lilafarbe einige Abwechslung zu bringen, denn: sollten nur die Gartenblumen allein das Recht haben, überall zu prangen? Wie anmaßend!

Doppelt und dreifach hatte er Ursache mit seinem Werk zufrieden zu sein und sich dessen zu freuen; denn erstens konnte er in dieser vorgerückten Jahreszeit dem Freund eine frische, mit Blumen bezierte Guirlande an den Stuhl binden, ohne daß diesem eine zu drückende Verbindlichkeit wegen des Kostenpunktes aufgebürdet wurde. Sodann konnte er in seinem Gewissen vollkommen beruhigt sein, denn er hatte weder einen Felddiebstahl, noch einen Waldfrevel begangen und konnte daher auch

nicht mit der Obrigkeit in Konflikt kommen, und zum dritten war diese Guitlande doch in ihrer Art etwas ganz Außergewöhnliches.

O ja, der Herr Feierlich wußte sich zu helfen und doch hatte er in seinem heiligen Eifer etwas vergessen, weil er noch in Handschuhen war. — Sonst aber hatte er seinen sterblichen Menschen nicht vor der rauhen Spätjahrlust geschützt und als er vergnügt aufstand und singend heimwärts ziehen wollte durch die Felder, durch die Auen, und jämmerlich überschnappte mit der Stimme, da dachte er wohl, er werde sich etwas erkältet haben, aber was machte sich sein gutes Herz aus einem Schnupfen? Das war für ihn das reinste Nasenwasser. Er legte die Guitlande sorglich in das große Zuckerhutpapier, in welches ihm der befreundete Kaufmann den Strick gewickelt hatte, damit, wie er scherzhaft bemerkte, die Leute nicht meinen könnten, der Herr Feierlich wolle sich vor dem Thor aufhängen. Gott bewahre! so ein harmloser Mensch, der keinem Thierlein etwas zu Leib thun konnte und mit aller Welt im Frieden lebte!

Aber er kannte dennoch die Christliche Nächstenliebe in Betreff der falschen Meinungen und Nachreden und ließ sich daher ruhig den Strick einwickeln in das Papier, in welchem er nun die fertige Guitlande ebenfalls unversehrt nach der Wohnung des Aktuariums tragen konnte.

Die Dämmerung war bereits hereingebrochen, als er in das Haus trat und schon im untern Stockwerk konnte er vernehmen, wie Frau Zipperle ihren acht Kindern in allen Tonarten begreiflich zu machen suchte, daß Alle zu Bett gehen müssen und wie die Kinder ihrerseits in Klag-moll und in Heul-bur dagegen protestierten. Auf der obern Treppe angelangt, hörte dann der Herr Feierlich, wie das Aushilfsmädchen in der großen Stube nach dem Hofe die Kinder zu beschwichtigen suchte, während die Mutter den Familientisch mit den üblichen zehn Gedecken belegte, nur daß dießmal statt der acht Kinder acht Gäste erwartet wurden.

Der Herr Feierlich war der Erste; er ließ sich

den Stuhl zeigen, auf welchem der Herr Aktuar Platz nehmen sollte, und fing an, ohne erst Hut und Handschuhe abzulegen, die Stuhllehne mit der so ganz außergewöhnlichen Guitlande zu schmücken.

Wohl machte Frau Zipperle ein etwas erstauntes Gesicht über die sonderbare Zusammenstellung, aber sie fand keine Zeit, ihre Verwunderung auszudrücken denn die Gäste kamen Einer nach dem Andern heran und zuletzt auch der sich Feiernlassende selbst.

Er begrüßte Alle mit biederem Händedruck, fuhr sich durch das spärlich werdende Haar und wollte in einer kleinen Ansprache danken für ihr Erscheinen an diesem Abend, faßte die geschmückte Stuhllehne und begann: „Zhr — Frenndonnerwetter!“

Mitten in die Brenneffeln hinein hatte er seine unbeschützten Hände gelegt — er schleuderte den Stuhl auf die Seite und traf damit das Schienbein des

erschrockenen Herrn Feierlich, welcher die schmerzende Stelle rieb, während Herr Zipperle die Hände schlenkerte und unaufhörlich von einem Fuß auf den andern hüpfte.

Seine Frau unterbrach das Ballet, welches für diesen Abend gar nicht auf dem Programm stand, indem sie dem Herrn Aktuarium mit geschabter Kartoffel die Hände verband und dann ohne eine Rede zu

halten zum Niederstücken aufforderte.

Nachdem nun die erste Ueberraschung vorüber war, wurde der schöne gelbe Endivien Salat in Begleitung eines appetitlichen Schinkens aufgetragen und als das fünfzehn Maas haltende Bierfäßchen regelrecht angezapft war, da kam die Gesellschaft endlich in's richtige Geleise.

Man lachte über den gehabten Schreck und nur das Jammergesicht des armen Herrn Feierlich setzte der allgemeinen Lustigkeit gewissermaßen noch einen Dämpfer auf; aber alles platzte los in unendlichem Gelächter, als er auf die Anforderung, nun eine Rede zu halten, mit nassen Augen erwiderte: „Ich bid heute eid recht jabberdswerther Bedd! Es lobbt eid Bißgeschid doch bed Abberd; es ist bir uddböglid zu sprechid, ich habe eibed fürchterlidid Schdupfed!“ —



Herr Feierlich rieb die schmerzende Stelle, während Herr Zipperle von einem Fuß auf den andern hüpfte.

Das
auch
Wein
jezt
ungen
mos
Unst
rita
and
Frage
kurz
jezt
wicht
ihn
oder
ber
näm
zur
und
wie
Sege
einem
schle
Zaug
schle
Ihm
Feuer
Wie
mehr
mern
zur
dem
so
verste
pakt
mehr
mer
best
einer
Feuer
doch
schreit
mit
poll
ihrer
schlep
Stroh
am
Blick
verstum

„Lynch“ und „Lynchen“.

(Sprich: Lynsch und Lynschen.)

Das sind Ausdrücke, die fremd klingen und auch aus der Fremde stammen; der „Vetter vom Rhein“ ist aber überzeugt, daß seine freundlichen Leser dieselben schon oft gehört und in den Zeitungen gefunden haben; auch im Allgemeinen wissen, was damit gemeint ist. Die Sitte oder eigentlich Unsitte des Lynchens ist zwar vornehmlich in Amerika daheim, kommt aber auch hier und da in anderen Ländern vor.

Fragt Jemand, was das Wort eigentlich und kurzweg bedeute, so sagt ihm der Vetter: Lynchen heißt mit einem Verbrecher, sobald man ihn erwischt, kurzen Prozeß machen, zum Exempel: ihn alsbald todtpeitschen, niederschleßen, aufhängen oder was dergleichen Werke der menschlichen Barmherzigkeit sind, so daß bis die Gendarmen, Schutzmänner, Konstabler, Untersuchungsrichter u. s. w. zur Stelle kommen, Alles schon fix und fertig und der Verbrecher bereits „justifizirt“ ist, wie sie in Oesterreich sagen.

Setzen wir den Fall: Es ist einer Knecht bei einem Bauern; er thut aber nicht gut, führt sich schlecht auf, so daß der Meister ihn fortjagt. Der Taugenichts schwört bei sich dem Bauern Rache, schleicht sich Nachts auf dessen Hof und zündet ihm die Scheuer an. Der Wind weht stark, das Feuer ergreift auch den Stall und das Haus, das Vieh verbrennt jämmerlich, Frau und Kinder jämmerlich aus der Kammer, aber man kann sie nicht mehr retten. Alles geht so rasend schnell, daß die zur Hilfe kommenden Leute mit bestem Willen dem Feuer nicht mehr wehren können, aber auch so schnell, daß der Brandstifter, der sich im Schopf versteckt hat, nicht mehr entweichen kann. Man packt ihn, bindet ihn fest; es kommen aber immer mehr Leute, und je mehr kommen und den Jammer des Geschehenen und den Verbrecher sehen, desto rasender wird die Wuth. Wie? was? ruft einer, ein solcher Mensch der gehört gleich in's Feuer geworfen. Andere rufen: Nein, wartet doch, bis das Gericht kommt. — Was da Gericht, schreit ein anderer, wer kein Erbarmen gehabt hat, mit dem soll man auch keines haben. Die Ortspolizei wehrt sich, aber sie wird nicht Meister; ihrer 10 oder 12 packen den Brandstifter zugleich, schleppen ihn dahin, wo die Gluth vom Heu, Stroh und den herabgestürzten brennenden Balken am heftigsten lobert und — in wenigen Augenblicken ist das Jammergeschrei des Unglücklichen verstummt.

Sie haben ihn „geLynch“.

In einem Land, wo Gesetz und Ordnung herrschen sollen, kann so etwas nicht gestattet werden.

Die Bestrafung auch des schwersten Verbrechers ist Sache der Obrigkeit, das ist des gesetzlichen Richters. Wer einen Verbrecher seinem ordentlichen Richter entzieht, ihn ohne Weiteres straft, begeht ein Unrecht, er maßt sich ein Strafrecht an, das er nicht hat und das nur dem rechtmäßigen Vertreter des Gesetzes zusteht.

Ist es ja auch denkbar und in der That schon oft vorgekommen, daß gerade bei solcher Lynchjustiz himmelschreiendes Unrecht geübt wird. Wie leicht muß dabei ein Unschuldiger büßen anstatt des Schuldigen, weil zufällig der Schein gegen jenen ist; der Schein, der selbst nach dem Sprüchwort so oft betrügt.

Nehmen wir einen scheinbar ganz ähnlichen Fall wie den vorigen. Ein Knecht wird aus dem Dienst entlassen. Er geht fort, weiß aber keine Unterkunft zu finden und kommt wieder in die Nähe des Hofes, wo er gebient. Vielleicht, denkt er, sieht mich der Meister und nimmt mich doch wieder, wenn ich ihn darum bitte. Die Leute sehen ihn, wie er auf- und abgeht vor dem Hof, aber der Bauer ist über Feld oder im Wirthshaus. Der dienstlose Knecht schleicht sich, da es dunkel wird, in den Schopf des Nachbarhauses und legt sich auf einen Haufen Sägmehl oder Laub. In der Nacht gibt es Feuerlärm, es brennt bräben bei seinem seitherigen Dienstherrn. Man holt bei den Nachbarn Löscheimer und Nerze, Kübel und Leitern und findet dabei — den gewesenen Knecht. Waa! heißt es gleich, da ist der Brandstifter. Trotz seiner Betheuerung, daß er unschuldig sei, trotz seines Sträubens wird er fortgeschleppt; mittlerweile brennt Scheuer und Haus zusammen. Der und kein Anderer, schreit es von allen Seiten, hat das Unglück angerichtet, schlägt ihn nieder! Ja, er wird geschlagen, mit Prügeln, mit Brecheisen, so geschlagen, daß er, ehe die Gerichtspersonen kommen, schon den Geist aufgegeben hat.

Vierzehn Tage später wird ein Dieb eingefangen. Man findet bei ihm allerlei Sachen, die aus dem abgebrannten Bauernhofe stammen. Endlich gesteht er, daß er an jenem Abend Feuer an den Hof gelegt.

Der Andere aber, der an Ort und Stelle un-

schuldiger und ungerechter Weise gehängt worden, liegt in seinem Grabe, abseits von allen andern, bereits in Verwesung übergegangen.

Vor einigen Wochen hat es in Cincinnati in Amerika, einer großen Stadt mit vielen Deutschen, einen gar ernstlichen Lynchkrawall gegeben. Die Amerikaner wollten, wie sie sagten, den Knisfen der Advokaten ein Ende machen. Mehr als 20 Mörder seien im Gefängnisse, sagten sie, die hätten alle den Tod verdient und erhalten, wenn die Advokaten nicht auf unrechte Art ihnen geholfen hätten. Die aufgeregte Menge wollte das Gefängniß stürmen, die Gefangenen kurzweg aufknüpfen und wer weiß, wie es dann den Advokaten und den Geschworenen selber gegangen wäre. Aber die Polizei und das Militär wurden Meister über die Lynchlustigen, nicht ohne ernststen Kampf, der eine Anzahl Menschenleben kostete.

Etwas muß immerhin „saul sein im Staate Dänemark“ und es scheint wirklich, daß die amerikanischen Advokaten sich bestechen lassen und ihrerseits wieder die Geschworenen bestechen, gegen ihre Ueberzeugung das Nichtschuldige auszusprechen. Denn wenn nur ein Geschworener für Nichtschuldig stimmt, so kann der Missethäter — so gründlich seine Schuld erwiesen ist — nicht mit dem Tode bestraft werden.

Da gibt es allerdings noch manches zu bessern. Der geneigte Leser weiß nun, was es mit dem Lynchen für eine Bewandniß hat.

Wenn man ihn aber fragen würde, woher denn der Ausdruck eigentlich kommt, wer den Namen Lynch wirklich einmal getragen und was für ein geschichtliches Ereigniß sich an dieses Wort knüpft, so würde er wohl die Antwort schuldig bleiben. Dessen braucht sich aber Niemand zu schämen; denn der Vetter vom Rhein wettet so hoch man will: unter vielen hunderttausend Amerikanern werden gar wenige sich finden, welche darüber Auskunft geben können.

Diese Auskunft kann aber der Vetter vom Rhein aus einer alten Chronik der Stadt Galway geben und selbst seine Freunde in Amerika werden ihm dafür dankbar sein. Also zur Sache:

Aus welcher Zeit und von Wem rührt der Name „Lynch“ her? Da wollen wir vor Allem bemerken, daß der Name nicht, wie man glauben sollte, aus Amerika stammt, sondern aus Europa und zwar aus Irland. Dort, in Irland, ist heute noch die Seestadt Galway (sprich Gelluch) ein bedeutender Handelsplatz mit einem großen Hafen, von welchem aus die meisten Auswanderer, welche den Weg über England nehmen, ihre Reise über den atlantischen Ozean

nach Amerika antreten. In dieser Stadt Galway lebte vor fünfthalbhundert Jahren ein Mann von alter, hochangesehener Familie und großem Reichtum Namens James (sprich Dschähms) Lynch.

In jener Zeit war der Major oder Bürgermeister von Galway mit Tod abgegangen und es fiel nun die Wahl einstimmig auf James (b. h. Jakob) Lynch. Als besondere Auszeichnung für seine Person und seine Verdienste um die Stadt wurde er aber nicht, wie es sonst üblich war, auf eine bestimmte Zeit, sondern auf Lebensdauer zu dem Amte erwählt, mit welchem die höchste Magistratswürde verbunden war, so daß der Major der Stadt Galway an Ansehen, Macht und oberster richterlicher Befugniß einem souveränen Fürsten gleichkam. Was ihn ganz besonders zum Gegenstand allgemeiner Verehrung machte, das war seine unererschütterliche Gerechtigkeitssiebe. Der Ärmste und Niedrigste, sofern er nur im Rechte war, fand bei ihm Recht gegen den Angeesehensten und Reichsten und jeder beugte sich gern vor seinem Urtheilspruch. Dabei war er die Milde und Freundlichkeit selbst, voll Mitleid und Sorgfalt für die Armen und Unglücklichen.

Dieser hochgestellte und ebenso angesehene Major Lynch hatte einen Sohn, Namens Eduard, der, was die Vorzüge des Leibes, also Schönheit, männliche Anmuth und Kraft, dann die des Geistes, Talent, Bildung und Gewandtheit der Rede betraf, ein vollendetes Ebenbild seines Vaters genannt werden konnte. Sein Benehmen war von solcher natürlichen Grazie, von so einnehmender Liebenswürdigkeit, daß er alle Herzen eroberte und wie ein Abgott verehrt wurde. Dazu kam, daß er nicht nur in allen Waffen es zur höchsten Meisterschaft gebracht, sondern auch bei verschiedenen Anlässen, wenn z. B. die Vaterstadt in Krieg verwickelt war, die glanzvollsten Proben ritterlicher Tapferkeit und Heldennuthes abgelegt hatte.

Doch wo ist auf dieser Erde so viel Anmuth und Tüchtigkeit, so viel Glück und Glanz und Licht in einer Person vereinigt, ohne daß auch Schattenseiten sich zeigten? — Haben ja schon viele Weise ihre Ueberzeugung ausgesprochen, daß der Mensch viel weniger im Stande sei, dauerndes Glück zu ertragen, als lange anhaltendes Unglück. Eduard war durch die Huldigungen, die ihm von allen Seiten dargebracht wurden, verwöhnt worden; er wollte Alles sein und es allein sein. Daß auch Andere Vorzüge haben und diese Vorzüge Anerkennung finden sollten, das war ein unerträglicher Gedanke für ihn. Bei der Tiefe und Gluth dieser Leidenschaft und dieses krankhaften Verlangens, allein Alles zu gelten, bedurfte

es nur eines Anlaffes, um diese vorerst noch im Verborgenen schlummernden Elemente zu entfesseln.

Der Vater hatte einen zu scharfen Blick, um nicht in der leidenschaftlichen Seele seines Sohnes deutlich zu lesen, welche Gefahren die Zukunft seinem eigenen so treu liebenden Vaterherzen bringen könnte. So groß sein Stolz war, einen solchen Sohn und Erben zu haben, so wenig ließ er es an ernsten und strengen Mahnungen fehlen in der Hoffnung, daß erst im Keimen begriffene Unkraut aus der Seele doch mit der Zeit zum Absterben zu bringen. Keinen Fehler, keinen Ausbruch der Leidenschaft ließ er seinem Sohne hingehen, der seinerseits ebenso schnell wieder, wie er gefehlt, Reue zeigte und dem Vater gegenüber in stets gleicher Liebe und Unterwürfigkeit verharrte.

Bei all' den von Zeit zu Zeit wiederkehrenden

Beforgnissen tröstete den Vater immer wieder die Hoffnung, daß wenn nur sein Eduard eine brave Gattin an den Altar geführt haben würde, Manches sich von selbst besser gestalten müßte. Der Vater hatte sein Augenmerk gerichtet auf Anna Blake, die einzige Tochter seines besten Freundes. Anna war nicht bloß die anmuthigste und reizendste Erscheinung, die es geben konnte, sie zeichnete sich auch aus durch hohe Bildung des Geistes und war ein Muster der Tugend und Sittsamkeit. Lange, ehe der Vater dem Sohne von seiner Ansicht Mittheilung gemacht hatte, waren die Bewohner der Stadt der allgemeinen Meinung, daß nur Anna und keine andere zur Gattin Eduards werde erkoren werden. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß diesem selbst der Wunsch des Vaters auf's höchste angenehm war. Hatte er ja schon längst sein Auge auf den glänzendsten Edelstein geworfen, den Galway aufzuweisen hatte. Es war jetzt nur seine Aufgabe, sich die Neigung Annas zu sichern und das schien ihm leichter als leicht zu sein, ihm, dem ja Alles huldigte und dem die Herzen vielmehr zusflogen, als daß er sie an sich zu locken brauchte. Doch Eduard täuschte sich hierin. Anna begegnete ihm freundlich und mit jener Unbefangenheit, die aus ächter Unschuld des Herzens

herborgeht. Aber nie, nie kam ein Wort aus ihrem Munde, das er hätte deuten können in dem Sinne: „Auch sie huldigt mir, dem Besieger aller Herzen.“ Zum ersten Mal, das mußte Eduard sich offen gestehen, stieß er auf Widerstand und zwar gerade da, wo er ihn am wenigsten erwartet hatte. Freilich, wer die Menschenherzen kennt, weiß, daß ein solcher Widerstand die Gluth der Leidenschaft nur noch heftiger anzufachen pflegt.

In der Zeit, da die Sachen so stunden, sollte die reiche und mächtige Stadt Galway mit der nicht weniger berühmten und reichen Seestadt Cadix (sprich: Cabis) in Spanien einen neuen Handels- und Schiffahrts-Vertrag abschließen, der von der höchsten Wichtigkeit für die Zukunft beider Städte war. Um die ziemlich schwierigen Unterhandlungen zum erwünschten Ziele zu leiten, mußte

Eduards Vater, James Lynch, als Vertreter seiner Stadt Galway selbst nach Spanien reisen. Er übergab also das Ruder des Staates in sichere Hände, bereitete Alles zur Reise vor, nahm dann Abschied von seinem Sohne Eduard und segelte wohlgemuth nach der Stadt Cadix ab.

Dort, in Spanien angekommen, führte Lynch die Staatsgeschäfte seiner Heimath so gut, daß nicht nur bald Alles geebnet war, sondern ihm selbst ob seiner Gewandtheit, seiner staatsmännischen Weisheit und seines liebenswürdigen Benehmens überhaupt von allen Seiten die höchste Achtung, Ehre und Huldigung dargebracht wurde. In seiner eigentlichen Aufgabe, die ihn nach Cadix geführt, nämlich in dem neuen Handelsvertrag zwischen Galway und der letzteren Stadt, hatte ihn vor Allem ein reicher und hochangesehener Kauf- und Rathsherr, Namens Gomez, unterstützt und den glücklichen Abschluß der Unterhandlungen wesentlich gefördert. In kurzer Zeit hatten beide Männer, Lynch und Gomez, ihren gegenseitigen Werth schätzen gelernt und bald verband sie die aufrichtigste Freundschaft und Liebe.

Auch Gomez hatte einen hoffnungsvollen Sohn, der in Cadix gerade so der Abgott seiner Familie und der Liebling der ganzen Stadt war, wie



Eines Abends saßen beide Väter in einer schattigen Laube.

der junge Lynch in Galway. Auch er war ein Bild vollendeter Schönheit und jugendlicher Anmuth, dabei aber in dem, worin der eigentliche Charakter sich auch im Aeußern wieder spiegelt, wesentlich verschieden von Eduard. Zeigte sich bei diesem schon im ganzen Wesen und Benehmen fecker, herausfordernder Muth und Thatendurst, so äußerte sich bei Gonzalvo Gomez mehr innerer Ernst und ein zartes Gemüth. Suchte Eduard in der Welt zu glänzen und bei allen Andern alles und allein zu gelten, so war Gonzalvo's Sinn mehr auf das Innere gerichtet; daher zog er die Einsamkeit dem Geräusch und Gewühl der großen Welt vor, schloß sich aber doch mit der tiefsten Innigkeit an diejenigen an, die sich ihm als edelgestimmt erprobt und ihm Wohlwollen und Freundschaft bewiesen hatten. War Eduard in Gesellschaften manchmal über alle Maßen lustig, feck und ausgelassen, so hatte bei Gonzalvo selbst die Heiterkeit etwas Ernstes und Schwermüthiges an sich.

Mit steigender Bewunderung sah Lynch auf den Sohn seines lieben Freundes Gomez; und so oft er ihn anblickte, dachte er an seinen Sohn Eduard daheim in Galway; immer deutlicher kam es ihm vor, als ob in beiden jungen Männern die Natur ihre seltensten Gaben hätte zur Erscheinung kommen lassen und beide in Vielem ähnlich und in Anderem doch wieder so ganz verschieden gestalten wollen.

Eines Abends, als die Unterhandlungen bereits ihrem völligen Abschluß nahe waren und Lynch allmählich wieder an die Heimath denken mußte, saßen beide Väter, wie sie seit längerer Zeit gepflogen hatten, in einer schattigen Laube im Garten in traulichem Zwiegespräch beisammen. Die Sonne war eben wie eine dunkelrothe in's Ungeheure vergrößerte Feuerkugel in's Meer hinabgetaucht, dessen sanfter glatter Spiegel sich in unbegrenzter Weite vor ihnen ausbreitete. Rasch, wie es in den südlichen Ländern der Fall ist, senkten sich die Schatten der Nacht hernieder. Das prachtvolle Schauspiel des Sonnenuntergangs hatte die beiden Männer tief ergriffen und feierliche Stille war unter ihnen eingetreten. Schon seit einigen Tagen glaubte Lynch bemerkt zu haben, daß sein Freund Gomez etwas auf dem Herzen habe; aber nie kam es zu einer Erklärung; Gomez war offenbar zu bescheiden sich auszusprechen und Lynch zu zartfühlend, um auf eine Mittheilung zu dringen, die ihm nicht aus freien Stücken gemacht würde.

Indessen war Lynch der Erste, welcher das ernste Schweigen unterbrach. Wir Beide, hub er

an, sind in dieser Stunde, wie es scheint, von den gleichen Gedanken bewegt und von gemeinsamer Empfindung gerührt. Scheint es nicht, als ob die Natur oder vielmehr der Schöpfer aller Dinge in diesem feierlichen Augenblick uns Beide in ganz besonderer Weise zu Zeugen seiner Herrlichkeit hätte machen wollen? Ich wenigstens sah nie in meinem Leben einen so prachtvollen Sonnenuntergang, obwohl auch bei uns daheim das glänzende Gestirn des Tages ebenfalls wie bei Euch hier in den unermesslichen Spiegel des Meeres niedergehend sich verabschiedet. Oder habe ich wohl es dort nicht so beachtet, und mußte ich erst hier in Cadix darauf aufmerksam werden, in welchen Wundern der Schönheit und Erhabenheit der himmlische Vater uns jeden Augenblick seine Gegenwart offenbart, nachdem ich hier — ebenfalls ein Werk seiner liebevollen Führung — so viel Freundschaft, Güte und Liebe von den Menschen erfahren? Ja, wenn in diesem Augenblick, wo die hinscheidende Sonne mich daran erinnert, daß auch die sonnigen und wonnigen Tage meines Hierseins halb zur Reize gehen, Etwas meine Seele niederbrückt, so ist es der Gedanke, daß ich von Euch theurer Gomez und Eurem mir so lieb gewordenen Hause scheiden muß, ohne zu wissen, wann und wie ich jemals Euch gegenüber meine Dankbarkeit beweisen könnte

Haltet ein, theurer Freund Lynch, unterbrach ihn Gomez, alle guten Menschen auf Erden sind verpflichtet Gutes zu thun, und thun es freudig, ohne an Gegen dienst zu denken. Was wir Euch thun konnten, war nur wenig; nehmt vorlieb damit; überdies sind wir ja tausendfach belohnt durch das Glück, Euch kennen gelernt zu haben, und durch das, was Ihr selbst in dem Beruf, der Euch hieher geführt hat, auch für unsere Stadt so gut wie für die Eurige Segensreiches geleistet habt. Und wenn Ihr denn wie ich sehe, fuhr Gomez fast zögernd und schüchtern fort, durch Nichts mehr erfreut werden könntet, als wenn es für Euch eine Gelegenheit gäbe, mich und meine Familie zu großem Dankschuldnern zu machen, so will ich ein Anliegen Euch offenbaren, das mir schon seit Wochen auf dem Herzen liegt, aber seinen Weg noch nicht bis über die Rippen gefunden hat

D spricht, spricht, theurer Freund, spricht Euch aus, wisset, daß Ihr mir in der That kein größeres Glück ankündigen könnt, als jenes mir sein wird, Euch irgendwie einen Dienst erweisen zu dürfen.

Nun denn, sagte Gomez, es sei. Ihr habt während Eures Aufenthaltes meinen Sohn Gonzalvo kennen gelernt, ja, wie ich mit Stolz sehe,

lieb gewonnen; an
wofür genommen zu
und wohl über
wahr, ich habe m
erziehen und
Schande gemach
Lagen noch Ein
den besten Willen
er sollte Gelegen
zu erweitern, etw
andere Menschen,
nißt, andere Geses
zu lernen. Wirk
mögen, so weiß
erst vollenden un
sein wird, an d
Ernst und Aufopfe
Gemeinwohl als
selbst zu höchst
Nutzen gereichen
de. Es ist mir
ein Gedanke komm
der mich, seit er
getaucht, Tag
Nacht nicht mehr
läßt. — Wie? w
ich meinen Sohn
ein Jahr Euch un
trauen dürfte, w
er unter Euerer
weisen Leitung
Aufsicht all die R
nisse erworben un
Erfahrungen sam
kante, die für
künftige Berufst
keit so ersprießlic
den müßten? —
er da an Euerer
von dessen La
diensten habt
verlauten laßt
und Schiffsherr
ihn nicht genug
können, wie gl
ihr Wohl in
lange Zukunft
Lynch wollte
brechen, that es
seiner höchsten
druck. Wie g
trauen macht,
mir Euerer w
ich nicht lagen.

lieb gewonnen; auch das Gute, das Ihr an ihm wahrgenommen zu haben glaubtet, nur zu sehr und wohl über Verdienst hervorgehoben. Es ist wahr, ich habe mir Mühe gegeben, ihn recht zu erziehen und bisher hat er seiner Familie keine Schande gemacht. Aber doch fehlt ihm in meinen Augen noch Etwas und das kann ich ihm mit dem besten Willen nicht geben. Ich meine nämlich: er sollte Gelegenheit erhalten, seine Anschauungen zu erweitern, etwas mehr von der Welt zu sehen, andere Menschen, andere Sitten, andere Verhältnisse, andere Gesetze und Landeseinrichtungen kennen zu lernen. Würde ihm hiezu Gelegenheit sich eröffnen, so weiß ich, daß das seine Ausbildung erst vollenden und, da er doch einmal berufen sein wird, an dem Wohl seiner Vaterstadt mit Ernst und Aufopferung zu arbeiten, ebenso unserem Gemeinwohl als ihm selbst zu höchstem Nutzen gereichen würde. Es ist mir nun ein Gedanke gekommen, der mich, seit er aufgetaucht, Tag und Nacht nicht mehr verläßt. — Wie? wenn ich meinen Sohn auf ein Jahr Euch anvertrauen dürfte, damit er unter Euerer so weisen Leitung und Aufsicht all' die Kenntnisse erwerben und die Erfahrungen sammeln könnte, die für seine künftige Berufsthätigkeit so ersprießlich werden müßten? — Welch herrliches Vorbild würde er da an Euerem eigenen Sohne finden! Freilich, von dessen Talenten und hervorragenden Verdiensten habt Ihr selbst zwar nicht das Mindeste verlauten lassen, während doch alle Handelsleute und Schiffsherrn, die aus Irland herüberkommen, ihn nicht genug rühmen und nicht genug versichern können, wie glücklich die Stadt Galway sich fühle, ihr Wohl in Euch und Euerem Sohne für eine lange Zukunft gesichert zu wissen . . .

Lynch wollte seinen Freund mehrmals unterbrechen, that es aber erst jetzt, und gab vor Allem seiner höchsten Freude und Ueberraschung Ausdruck. Wie glücklich, sagte er, mich das Vertrauen macht, das Ihr mir schenket, indem Ihr mir Eueren wackern Sohn mitgeben wollt, kann ich nicht sagen. Schon der Gedanke: welche Ehre

für mich, meine Familie, meine Stadt darin liegt, mit einem solchen Zutrauen erfreut zu werden, erhebt mich mit freudigem Stolze. Und wenn ich dann noch etwas bekennen darf — auch ich will mein Herz öffnen — so sehe ich in Euerer Bereitwilligkeit, mir Eueren Sohn anzuvertrauen, den größten Segen für mein eigenes Haus. Wie oft habe ich, seit ich in dem Eurigen bin, gewünscht, Eueren Gonfalso in der Nähe meines Eduard zu sehen in der Hoffnung, daß die Charaktere sich ausgleichen und die Vorzüge Eures Sohnes dem meinigen so liebenswürdig erscheinen möchten, daß er sie sich anzueignen beifern müßte.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß schneller noch als sonst die Stunden dieses Abends verfloßen, und konnte nicht einmal entschieden werden, welcher von den beiden Freunden sich in diesem Augenblick beseligter fühlte.

Schon am andern Morgen wurde das Beschlossene den Verwandten mitgetheilt und die Vorbereitungen zur Abreise Beider getroffen. Bis dieses geschehen, waren auch die amtlichen Vereinbarungen zum vollständigen Abschluß gelangt. Die Stadt Cadix gab dem hochverdienten Major von Galway ein höchst ehrenvolles Abschiedsfest, das zugleich auch der Familie Gomez galt, der man von ihren hoffnungsvollen Sohn einem so hochangesehenen, weisen und verdienten Manne anvertraut zu haben.

In der Frühe des andern Morgens schwellte ein kräftiger Südostwind die Segel der Goelette*), mit welcher Lynch gekommen war und die ihn jetzt wieder zugleich mit dem jungen Gomez seiner Heimath zuführen sollte. Die Kanonen von Cadix gaben die Abschiedssalve, die Goelette erwiberte den Gruß und rasch entschwand das Schiff den Blicken der gerührten Menge.

* Eine Seereise von Cadix in Spanien nach Galway in Irland war damals nicht so leicht wie jetzt und dauerte wohl bei fehlendem Winde

*) Goelette ein Schiff mit 2 Masten und einigen Kanonen.



Eduard begrüßte den jungen Spanier auf's Herzlichste.

oft sechs bis achtmal so lang als jetzt ein gewöhnliches Auswanderer-Dampfschiff selbst bis nach Nordamerika Zeit braucht. Der Wind war aber diesmal dem Schiffe auf seiner Fahrt im atlantischen Ozean meist günstig, so daß es ohne irgend einen ernstlichen Unfall in die Bucht und den Hafen von Galway einlaufen konnte. Großer Jubel herrschte bei seiner Ankunft; Alles wollte das geliebte Staats- und Stadtoberhaupt begrüßen und beglückwünschen, da der Ruf glücklicher Beendigung aller Verhandlungen schon vorausgeeilt war. Besonders erfreut war man und fühlte sich Alles hochgeehrt, als Major Lynch den jungen Gonfálvo Gomez als den Sohn seines besten Freundes in Cabiz vorstellte und den Zweck seiner Mitreise bekannt machte. Der Sohn des Majors, Eduard, begrüßte den jungen Spanier auf's Herzlichste und als der festliche Zug vom Hafen nach der Majorswohnung sich bewegte, waren aller Augen auf die drei Vorausschreitenden, und darunter wohl am allermeisten (wo in der Welt wäre es anders gewesen?) auf den neuen Ankömmling, den in allem Liebreiz der Jugend und dem ganzen vornehmen Anstand spanischen Adels auftretenden Gonfálvo Gomez gerichtet.

Gonfálvo sah sich von so viel Zuborkommenheit und liebenswürdigster Gastfreundschaft umgeben, daß er nicht anders als wie zu Hause sich fühlte. Alles staunte über die Schnelligkeit, mit welcher er sich in die fremde Sprache, die fremden Sitten und Verhältnisse einzuleben verstand und den Eifer, mit welchem er sich über Alles zu unterrichten suchte, was ihm einst nützlich werden könnte. Dabei war er von solcher Bescheidenheit, von so großer wahrhaft religiöser Demuth, daß er die Achtung und Liebe Aller Jener sofort gewann, die mit ihm irgendwie in Berührung kamen.

Der Stolz des Vaters Lynch hatte sich gewissermaßen verdoppelt; er hatte jetzt zu seinem Sohne noch einen Pflegsohn, der auch ihm zur höchsten Ehre gereichte.

Während so in dem Hause des zweifach glücklichen Vaters die Monate verstrichen wie Wochen, die Wochen wie Tage, die Tage wie Stunden, war im Innern des jungen Lynch eine Veränderung vor sich gegangen, die dem oberflächlichen Beobachter wohl entgehen, vor dem forschenden Auge eines Menschen- und Herzenstenners aber immer sich verbergen konnte.

Diese Veränderung, oder wie sollen wir sagen, diese neue im Innern Eduard's sich regende Stimmung datirte genau von der Stunde, da der Vater von Cabiz zurückgekehrt, und, den

Sohn seines spanischen Freundes Gomez zur Rechten, unter dem Jubel der gesammten Bevölkerung in Galway eingezogen war. Eduard, zur Linken des Vaters schreitend, hatte hinlänglich Gelegenheit zu beobachten, wohin sich die meisten Blicke der auf beiden Seiten der Straße in dichten Reihen postirten Menge richteten. Der erste Blick galt dem glücklich wiedergekehrten Vater und Stadtoberhaupt, der zweite und dritte und vierte oder sagen wir gleich — alle weiteren Blicke — galten dem schönen und jungen so ernst einher-schreitenden, in seiner vornehmen spanischen Tracht doppelt interessanten, Edelmann aus Spanien. Man sah wohl: die Neugierde wich alsbald der Bewunderung.

Und Eduard? — Eduard wurde damals — zum ersten Male — übersehen, so glaubte er wenigstens. An und für sich war dies ganz natürlich. War er ja immer in der Stadt geblieben, gestern wie vorgestern und alle Tage; so war er heute wenigstens, wo es so sehr Neues und — Schönes zu sehen gab, nichts Neues.

Und in dem Augenblick, wo Eduard sich selbst dies sagte, sagen mußte, war ihm auch das Bewußtsein gekommen, daß er nicht mehr allein Alles war, daß auch die Vorzüge eines Anderen in den Augen seiner seitherigen Bewunderer etwas bedeuteten und die Einbildungskraft, diese gefährliche Macht, spiegelte ihm schon das Bild einer Zukunft vor, in der jener Andere Alles und er selbst nichts mehr sein würde. Und von diesem selben Augenblicke an loberte in seinem Herzen eine unheimliche Flamme: die Leidenschaft des gefährlichsten Neides, den es gibt: die Eifersucht.

Der junge Lynch bedurfte eines Freundes, der in aufrichtiger Liebe und Theilnahme seinem kranken Gemüthe mit den Lehren, Heilmitteln und Tröstungen der Weisheit und Lebenserfahrung zu Hilfe gekommen wäre. „Ergib dich mein Sohn“, hätte ihm dieser vielleicht gesagt, „ergib dich in das Unvermeidliche. Du hast Alles gegolten, hast es lange Zeit allein gegolten, aber du irrst, wenn du meinst, daß es immer so bleiben werde, bleiben müsse. Siehe, die Herzen der Menschen, die dich seither angefaunt, bewundert, geliebt und vergöttert haben — sie sind veränderlich und lieben die Abwechslung. Vom Höchsten befriedigt und gesättigt, kommt für sie eine Zeit, wo sie etwas Anderes ersehnen und diesem ebenso huldigen, selbst wenn es von minderem Werth wäre als jenes. Das ist das Loos aller irdischen Dinge; du kannst es nicht ändern, ertrage es mit Muth, unterdrücke den Neid und die

Eifersucht und
Seelenzüge gel
So hätte
angeprochen, a
richtigen Fr
an Schweig
hätte erworbe
nichts wissen
eigenes Innere
Lebenshaft.

Nach außen
gegen seinen
und Bewunder
ließ er die Fr
selbst, was
den Gonfálvo
sprüchete. Da
digungen, die
schreiben blieb
immer konnte,
Eduard nicht im
wohl Alles im
nicht — Eine
wohl? Brauch
Leierin dieser

Wir haben se
Eroberungszug
einer Stelle
und zwar bei
schönen und ge
way, auf deren
ganz sicher ger
Anna selbst
fremdlich und
es gegen Edu
sie auch den
Gesellschaften
besuchen privilegi
eigen war, u
jungen Gaste
Augenden sch
was nicht seit
Gesellschaften
so konnte es
teilnehmer geb
sigen Mädchen

Von den
die schärften
den Menschen
hätte, als der
Auch Edu
durch irgend
tendste, jemat
begegnet wär

Eifersucht und du wirst dann erst zur wahren Seelengröße gelangt sein."

So hätte wohl ein aufrichtiger Freund ihm zugesprochen, aber Eduard hatte keinen aufrichtigen Freund. Sein Ohr war zu sehr an Schmeichelei gewöhnt, als daß er sich Freunde hätte erwerben oder erhalten können, die davon nichts wissen wollten. So hörte er nur auf sein eigenes Innere und in diesem loderte selbstfüchtige Leidenschaft.

Nach außen freilich ließ er nichts davon merken. Gegen seinen Nebenbuhler in der öffentlichen Gunst und Bewunderung, den jungen Gomez, war und blieb er die Fremdblichkeit und Zuborkommenheit selbst, was Vater Lynch hoch erfreute und den edlen Gonsalvo zu aufrichtiger Dankbarkeit verpflichtete. Da letzterer überdies bei allen Huldigungen, die ihm dargebracht wurden, stets bescheiden blieb und davon ablehnte, was er nur immer konnte, um ja seinerseits seinen Freund Eduard nicht in den Schatten zu stellen, so wäre wohl Alles im rechten Geleise geblieben, wenn nicht — Eines gewesen wäre. Was war es wohl? Brauche ich jedem Leser und jeder Leserin dieser Geschichte es erst zu sagen?

Wir haben schon früher gehört, daß Eduards Eroberungszug in die Gunst der — Herzen an einer Stelle unfreiwilligen Halt gemacht hatte, und zwar bei Anna Blake, der vornehmen, schönen und geistreichen Patrizierstochter von Galway, auf deren Hand Lynch Vater und Sohn ganz sicher gerechnet hatten.

Anna selbst war sich ganz gleich geblieben; freundlich und liebenswürdig gegen Alle war sie es gegen Eduard nach wie vor und behandelte sie auch den jungen Spanier, so oft er in die Gesellschaften kam, die sie mit ihren Eltern zu besuchen pflegte, mit jenem edeln Anstand, der ihr eigen war, und jener Hochachtung, die sie dem jungen Gaste aus Spanien und dessen persönlichen Tugenden schulbig zu sein glaubte. Traf es sich, was nicht selten der Fall war, daß bei größeren Gesellschaften Beide zugleich in ihrer Nähe waren, so konnte es nichts unschuldigeres und unparteiischeres geben als das Benehmen des vortrefflichen Mädchens.

Von den Augen des Ablers sagt man, daß es die schärfsten seien in der ganzen Thierwelt. Unter den Menschen gibt es keinen, der schärfere Augen hätte, als der Eifersüchtige.

Auch Eduard konnte nicht sagen, daß Anna durch irgend ein Wort, auch selbst das unbedeutendste, jemals dem jungen Spanier freundlicher begegnet wäre als ihm. Gleichwohl entging es

seinem forschenden Blicke nicht, daß gar manchmal, wenn Gonsalvo von seinem Heimathlande Spanien sprach oder von den Heldenthaten seiner Vorfahren erzählte, oder eines jener ernst und doch so lieblichen spanischen Lieder sang, Anna's Augen wie von einem Thränenhauch umflort auf dem Fremden ruhten. Wurde sie dann gewahr, wie scharf Eduard's Blicke auf sie gerichtet waren, dann senkte sie freilich sofort nicht ohne leises Erschrecken und Erröthen das Auge nieder. Und doch hatte sie sich nichts, gar nichts vorzuwerfen. Aber gerade die Unschuld erschrickt zuerst, wenn ihr ein ungerechter Vorwurf, sei es auch nur mit einem Blicke, gemacht wird. Eduard war überzeugt, oder er glaubte wenigstens es sein zu müssen: Anna ist bezaubert von dem Spanier, sie bewundert ihn, sie zieht ihn mir vor, sie . . . liebt ihn, und wenn er heute um ihre Hand anhält, so wird sie die Seinige, zieht mit ihm nach Spanien, und ich Eduard kann gehen, wohin ich will, oder bleiben wo ich bin — ich bin der Zurückgesetzte, man wird mit Fingern auf mich weisen, mich verhöhnen wo ich gehe und stehe . . . In den schwärzesten Farben malte er sich seine Zukunft, Alles war ihm öde und leer, er hätte sich und die ganze Welt vernichten können; zunächst freilich den, der ihm, wie er meinte, im Wege stand, ihn entthront hatte beim Volk und ihm — Anna zu rauben im Begriff stand. Das waren allerdings nur die Eingebungen der Leidenschaft, aber diese ist eine starke Macht, sie ruht nicht, treibt immer weiter und weiter, und sie ist es, die immer Leiden schafft.

So standen die Dinge als das Jahr zur Reize ging, nach welchem Gonsalvo Gomez in seine sonnige Heimath zurückkehren sollte. Vater Lynch malte sich schon in Gedanken aus, wie festlich sein Empfang in Cadix sei, wie man sich auf's Neue und dankbar dort an ihn, den zweiten Vater, Lehrmeister und treuen Beschützer Gonsalvo's erinnern, aber auch, wie schmerzlich man den wackern jungen Mann in Galway, in seinem eigenen Hause, vermissen werde . . .

Doch was sind der Menschen Gedanken und Hoffnungen! ein Blickstrahl aus heiterem Himmel genügt und Alles, Alles ist dahin.

Es war Spätsommer geworden, die Hitze untertags nicht mehr so drückend, aber der Abend noch immer die schönste ruhigste Zeit, die jeder nach Belieben oder Gewohnheit der Erholung widmet, sei es zu Hause oder in den schönen Gärten, die sich bei allen vornehmen Familien an die Rückseiten der palastartigen Wohnhäuser angeschlossen. Obwohl der Palast des Stadtmajors Lynch und

das Haus der Patrizierfamilie Blake in zwei verschiedenen Straßen lagen, so stießen doch, da die Häuser sich den Rücken kehrten, die beiderseitigen Gärten unmittelbar an einander, jeder derselben von seinem Hause getrennt durch einen gepflasterten Hof.

Gonsalvo Gomez hatte den Tag über wie gewohnt in seinem Zimmer fleißig gearbeitet, studirt, geschrieben, denn er wollte, wie wir wissen, die kostbare Zeit seines Aufenthaltes in der Fremde so viel als möglich ausnützen.

Eduard saß oder lag vielmehr den ganzen Nachmittag hingestreckt auf einer Ruhebant in einer mit süßduftenden Blumen umrankten Laube. Schon seit geraumer Zeit, jeder ernstern Arbeit ausweichend, war er willenloser Sklave der Leidenschaft geworden, die alle seine besseren Triebe lahm legte, Tag und Nacht sein Inneres durchwühlte und ihn unaufhaltsam an den Rand des sittlichen Abgrundes trieb. Das war die Eifersucht, die entsetzlichsie und herzloseste aller Tyrannen, die es gibt.

Gonsalvo hatte in seinem Zimmer oben, als es dunkler wurde, seine Tagesarbeit beschloffen, sich an's offene Fenster gesetzt, seine Laute ergriffen und eines seiner spanischen Lieder angestimmt, die überall so gern gehört wurden. So schön, so rührend, so ergreifend wie an diesem Abend hatte Gonsalvo noch nie gesungen. Es war dieselbe Melodie, die nach Eduards Beobachtung auf Anna Blake einen so großen Eindruck gemacht hatte. Waren Sangesweise und Begleitakkorde der Laute dieselbe, so waren die Worte heute andere. „Kaum geheilt“, das war der Sinn des Liedes, „vom Heimweh nach meinem schönen Spanien fühle ich, wie schwer es mir werden wird, diese neue Heimath zu verlassen, wo so edle Herzen dem Fremdling Wohlwollen und Liebe entgegenbrugen. Werde ich jeweils sie wiedersehen diese sammtnen grünen Auen Erin's*), o nein, eine innere Stimme sagt mir: Laß von der Hoffnung, denn Trennung ist der Menschen Loos und baldiges Scheiden dir bestimmt!“

*) Das „grüne Erin“ — dichterischer Beiname Irlands.

Gonsalvo's Lied verstummte jetzt, in welchen Akkorden tönte die Laute aus.

Eduard hatte in seiner Laube auf jedes Wort gelauscht, sein wallendes Blut schien sich zu beruhigen, da Gonsalvo vom nahen Scheiden auf immer gesungen und mit keiner Silbe angedeutet hatte, daß er sein Herz an ein Wesen verschenkt habe und von diesem — Gegenliebe hoffe.

Aber halb sollte in Eduard das Blut auf's Neue in Wallung gerathen. Kaum waren Gonsalvo's Töne verklungen, so rauschte es in der Nähe der Laube im Nachbargarten. Kein Zweifel für Eduard, es war Anna die an die Gartenmauer kam, um auf Gonsalvo's Lied, ihr Lieblingslied, zu lauschen. Eduard zitterte am ganzen Körper, sein Herz pochte so laut, daß er fürchtete, man könne es hören. Aber er nahm sich zu-



Ein Dolchstich tief in's Herz hinein.

sammen. Jetzt hörte er auch eine Stimme vor der Mauer. Es war aber nicht Anna's Stimme, sondern die ihrer Freundin Mary, die bei ihr im Garten war, und deutlich hörte Eduard, wie Mary zu Anna sagte: Wird es nie gesprochen werden das entscheidende Wort?

Eduard hatte genug gehört, das Blut kochte in seinen Adern, es stieg ihm in den Kopf, es war, als sollte Alles, Alles die Banne sprengen.

Die böse Leidenschaft hatte das Wort gebedeutet: Anna wartet nur, bis Gonsalvo sich erklärt, seine Liebe gesteht; hat er dies mit einem Wort seines Liebes, mit einer Bewegung der Hand, mit einer bittenden Geberde gethan, so erhält er die Antwort: Anna ist dein, Gonsalvo, dein für immer! du brauchst nicht nach dem grünen Erin zurückzukehren, denn ich, ich ziehe mit dir nach deinem schönen Spanien!

So deutete Eduard das Wort der Freundin. Hatte seine Leidenschaft recht gedeutet? Niemand kann es sagen. Soviel ist gewiß: nachdem durch Eduard's Eifersucht seine Liebe in Haß umgewandelt war, brachte ihm noch allein der Gedanke wilde Lust, daß er recht gedeutet habe, daß Anna ihm den Spanier vorgezogen, daß dieser nur ein Wort, nur ein einziges Wort sprechen dürfe, um aus Anna's Munde heute noch, in

hiesem Augenblick
Wort zu hören.
Noch hoch!
mal hält er be
hienmal nicht
vom eigenen L
— Ist es der
men näher, näher
ist Gonsalvo.
Ja er ist's, sag
nort holen, d
Und wie der
Eduard aus der
Nebenflügel —
in's Herz hinein
ein Bluttrahl d
Was ist still.
Gonsalvo Gome
Es ist wahr gen
swertem Liebe ge
brochen, es sieht
und nie mehr die
Anna und Ma
gebeugt, gerade in
Hand gedrückt zum
ihre Sprache —
in einem einzigen
in ihr Hand, fen
des Majors L
komme in seiner
Weißheit gefühl
Witterworte
Wohin? er we
entstehen, der
stehen. Und e
am dichtesten
Zitternd vor
Lanz zur Lan
fällt das Licht
Wehe mir
meines Fremde
ermordet in
denn o Himm
Wand, die ih
dieses Todten
selber will
den Würde
Hand an ih
vollzogen h
Und er hen
einen Kuß au
Tränen hatte
jenem Schmerz
verfügen mach

diesem Augenblicke noch, das entscheidende Wort zu hören.

Doch horch! schon wieder ein Geräusch; abermals hält er den Athem zurück . . . es kommt diesmal nicht vom Garten nebenan, es kommt vom eigenen Vaterhause . . . es sind leise Tritte. — Ist es der Vater? Nein! — Die Tritte kommen näher, näher zur Laube, zur Mauer . . . es ist Gonfalso.

Ja er ist's, sagt sich Eduard, er will das Jawort holen, das mir Alles, Alles raubt.

Und wie der Tiger auf seine Beute, stürzt Eduard aus der Laube auf seinen vermeintlichen Nebenbuhler — ein Satz — ein Dolchstich tief in's Herz hinein — ein schwacher Aufschrei — ein Blutstrahl durch die Luft zischend — und Alles ist still.

Gonfalso Gomez liegt in seinem Blute — todt. Es ist wahr geworden, was er soeben noch in sanftem Liede gesungen: — sein Auge ist gebrochen, es sieht nie mehr Erin's grüne Auen und nie mehr die Gefilde seiner spanischen Heimath.

Anna und Mary hatten sich über die Mauer gebeugt, gerade in dem Augenblick, wo Eduard die Hand gezückt zum Todesstoß, der Schrecken lähmt ihre Sprache — wie war Alles so rasch geschehen, in einem einzigen Augenblick! Entsetzt eilen sie in ihr Haus, senden Boten hinüber in das Haus des Majors Lynch, daß er doch an die Laube komme in seinem Hof am Garten, es sei eine Missethat geschehen.

Mittlerweile ist Eduard, der Mörder, entflohen. Wohin? er weiß es selbst nicht, er will sich selber entziehen, der Gegenwart, der Wirklichkeit entziehen. Und er flieht fort, in den Wald wo er am dichtesten ist.

Zitternd vor Schrecken, halb todt, eilt der Vater Lynch zur Laube, die Diener leuchten ihm. Grell fällt das Licht auf die Züge des Todten.

Wehe mir Armen, ruft Lynch, der einzige Sohn meines Freundes todt, der mir Anvertraute todt, ermordet in meinem eigenen Hause! So höre denn o Himmel, höret es ihr Sterne, höre es du Mond, die ihr herableuchtet in die blassen Züge dieses Todten, höret es, was ich schwöre: Ich selber will kein Auge schließen bis ich den Mörder gefunden und mit eigener Hand an ihm die gerechte Todesstrafe vollzogen habe!

Und er beugte sich nieder zum Todten, drückte einen Kuß auf die bleiche Stirn des Jünglings, Thränen hatte er keine, sein Schmerz war von jenem Schmerze, der selbst die Quelle der Thränen verstopfen macht.

Jetzt zieht er den Dolch aus der Brust des Jünglings — doch wie? — was? Der Griff trägt sein eigenes Wappen, es ist der Dolch seines eigenen Sohnes! —

„Dreimal wehe mir Armen“, ruft er aus, „mein Eduard ist sein Mörder!“ Jetzt verlassen ihn die Kräfte, er sinkt in Ohnmacht zurück.

Unterdessen hat sich mit Blitzesschnelle die Nachricht verbreitet, daß der junge Spanier ermordet worden. Entsetzen ergreift die Bewohner der Stadt, was laufen kann läuft nach allen Seiten, den Mörder aufzusuchen.

Weil Eduard's Fehlen alsbald bemerkt worden war, glaubte man, auch er sei vielleicht ermordet worden. In allen Richtungen wurde gesucht, aber erst in der Frühe des Morgens wurde er gefunden, mit Blut besleckt, aber unversehrt, halb erschöpft unter einem Baume liegend.

Die Finder waren erfreut, ihn ohne Verletzung zu sehen. Aber wie groß war ihr Entsetzen, als er ihnen mit kurzen Worten sagte: Suchtet ihr den Mörder Gonfalso's, so habt ihr ihn gefunden, ich bin's.

Eduard wurde gefesselt und in die Stadt gebracht, wo der Magistrat vollzählig versammelt war. Athemlose Stille herrschte, als der Vater sich erhob und mit feierlicher ruhiger Stimme folgenden Urtheil verkündete:

„Getreu meiner beschworenen Pflicht, nach Gerechtigkeit zu richten und Gebrauch machend von meinem Recht über Leben und Tod, verurtheile ich, James Lynch, Major von Galway, den hier gegenwärtigen Eduard Lynch wegen Mords, begangen an dem unserer Gastfreundschaft anvertrauten Gonfalso Gomez, zum Tode und verordne sofortigen Vollzug dieses meines Urtheils.“

Sprachlos war zuerst die Menge, dann erhob sich schmerzliches Schluchzen und in wenigen Minuten hatte die ganze Stadt das zwar gerechte aber strenge und hart erscheinende Urtheil des Vaters vernommen.

Von allen Seiten wurde dieser mit Bitten bestürmt, doch seines eigenen Sohnes zu schonen. Aber der Vater blieb unerschütterlich.

Weiter und weiter verbreitete sich die Bewegung zu Gunsten des Sohnes und zu seiner Begnadigung. Als alles nichts fruchtete, rotteten sich bewaffnete Haufen zusammen, um die Pforten des Gefängnisses zu sprengen, in welches der Mörder nach Verurtheilung des Urtheils wieder gebracht worden war.

Da ließ der strenge Vater einen Priester kommen und begab sich mit ihm durch einen verborgenen Gang in den Kerker.

Als sie in die Zelle Eduard's gekommen waren fiel dieser dem Vater zu Füßen mit den Worten: „Dank dir, theurer Vater, daß du kommen wolltest, mir deine väterliche Verzeihung zu bringen und Gnade anzukündigen.“

Nein, mein Sohn, sagte der Vater, du irrst dich, für dich gibt es hienieden keine Gnade. Daß dir Gott verzeihe das wünsche ich, und darum habe ich dir den Priester der Kirche gebracht; wenn du dich mit Gott ausgeföhnt, werde ich wieder erscheinen.

Nach diesen Worten trat der Vater hinaus auf den Gang und an's Fenster. Unten auf dem Platze wogte eine ungeheure Menschenmenge; es war wie das Rauschen der Brandung an den Felsen des Meeresufers. Schon war ein Theil des eisernen Thores eingeschlagen, noch einige Minuten und die Pforte mußte sich öffnen und die gewaltsame Befreiung Eduard's gelingen.

In diesem Augenblick kam der Priester unter die Thüre der Kerkerzelle, sein Dienst war beendet; Eduard hatte sich mit seinem Gott ausgeföhnt.

Der Vater öffnete nun rasch das Fenster und rief mit lauter Stimme hinab:

„Volk von Galway, ich, der Major, gebiete dir Ruhe, auf daß du mich anhörst!“

„Als gestern Abend die Sterne des Himmels niedersehen auf das todt Antlitz des edeln Jünglings, Gott sei gnädig dir und der mir und unserer Stadt anvertraut worden war, da hatte ich keine Ahnung, wer dieses schände Verbrechen begangen. Aber ich schwur in jenem Augenblick feierlich, daß ich selber an dem, der die Missethat verübt, das verdiente Urtheil vollstrecken werde. Der Himmel hat den Mord gesehen und meinen Schwur gehört; er soll nun auch Zeuge sein, daß der oberste Richter von Galway seines Amtes waltet und seinen Schwur erfüllt.“

Nach diesen Worten kehrte sich der Vater um, nahm mit Riesenkraft seinen todtbleichen Sohn in die Arme und setzte ihn auf die Fensterbrüstung. Ohne Laut, ohne Widerspruch, ohne eine Hand-

bewegung der Abwehr ließ Eduard alles mit sich machen.

Dann zog der Vater von dem obern Kreuzstod eine Schlinge herab, die er eben erst, während der Priester bei Eduard in der Zelle war, dort angebracht hatte, legte sie mit fester Hand Eduard um den Hals; dann stieß er mit aller Wucht seiner Arme den Sohn von der Fensterbrüstung hinweg mit den Worten:

„Gott sei gnädig dir und — deinem armen Vater.“

Tobtenstille hatte geherrscht unten; Schrecken und Entsetzen malte sich auf Aller Antlitz. Noch wenige Zuckungen und der Körper des Hingerrichteten schwebte entselt in der Höhe.

Lautlos ging die Menge auseinander, strömte in die Kirchen, um zu beten, zu beten für den armen Sohn des — armen Vaters.

Dann versammelte James Lynch sofort wieder den gesamten Rath der Stadt Galway, legte seine Stelle nieder und ging in sein Haus.

Dort brachte er den Rest seiner Tage zu in Einsamkeit, Gebet und guten Werken und wenn einmal ein Leser des „Rheinischen Betters“ nach der Hafenstadt Galway kommt, so kann ihm jeder Bürger das Haus mit der schwarzen marmornen Tafel mit dem weißen Tobtenkopf und den gekreuzten Tobtenbeinern zeigen. Dieses Haus, heute noch das „Kreuzbeinerhaus“ genannt,

war das Haus des James Lynch, Majors von Galway und von ihm kommen die Ausdrücke:

Lynch und Lynch.

Zweideutig.

Der Wirth zum stehenden Hirschen war ein schlagfertiger Kauz, mit dem Maul nämlich. Kommen eines Tags drei Reisende, welche Ausflüge in die Umgegend zu machen wünschten, und verhandelten mit einander über das wie? Fragte einer den Wirth: „Gibt es auch Esel hier?“ Nämlich zum Reiten auf das Gebirge zu gebrauchen. „O ja — antwortete der Gefragte — sobald Fremde hier sind!“



Wie der Johan
Der alte Johann
für weltlicher Men
gehört kommen
wären ein häßlic
sich in seinem G
Er war 35 Jahre
gerien und es hat
jet beheim verdr
schieden, das frühe
sich, 172 in der un
schädes und thätlic
Hörsehnsücht, daru
er Fetterwand sein
Kantags längere
nals in den langen
schalters genug
in thätlichen Still
Jano! Im Ich
siner Jugendzeit dor
glaubt, das Welt
ist minder rüstig
in um, statt des
um! Er sah Ge
gede mit freundl
er Jahr seines
über Geschwindigke
erworte auch die
der Leute nicht, die
Empathie entgegen
Wendbahnmirshau
nischen Jül“ nannt
Am, süßig war
im mancher arme
welder die Straße
war, wie schon ber
nich oft, wenn er
versteht. Praktisch
die Nähe der Er
werden. Er fällt
das „Wie“ nach,
Doch er war z
bdn ließ ihm ni
Der alte Sch
welder Mensch h
lich die Meisten i
wissen, während
häßlichen Gescht
so etwas von ein
Versteigerung an
stimmpert daru
unter den Kauf

Wie der Johann Jakob Schäufole zu billigen Kohlen gekommen ist.

Der alte Johann Jakob Schäufole war ein sehr praktischer Mensch. Er war aus Amerika zurückgekommen, wo er sich durch Malen und Lackieren ein hübsches Sümmchen verdient, und hatte sich in seinem Geburtsort häuslich eingerichtet.

Er war 35 Jahre jenseits des großen Wassers gewesen und es hatte sich Vieles während dieser Zeit daheim verändert. So lag sein väterliches Häuschen, das früher einsam im Felde gestanden hatte, jetzt in der unmittelbaren Nähe eines Rangirbahnhofes und täglich gingen fünfzehn bis zwanzig Eisenbahnzüge, darunter viele Steinkohlenzüge, an der Bretterwand seines Gärtchens vorüber.

Anfangs ärgerte ihn das. Er hatte des Spektakels in den langen Jahren seines amerikanischen Aufenthaltes genug und wollte nun daheim eine Art idyllischen Stilllebens führen.

Jawohl! Ihm schwebte das Städtchen noch aus seiner Jugendzeit vor Augen; er hatte nicht daran gedacht, daß Welt und Menschen in Deutschland nicht minder rüstig fortschreiten, als in Amerika. Und nun, statt des Stilllebens den Eisenbahnumult! Er sah Heizer und Lokomotivführer nicht gerade mit freundlichen Augen an, wenn er unter der Thür seines Häuschens stand und sie mit halber Geschwindigkeit an ihm vorüberfuhren, und erwiderte auch die anfänglich freundlichen Grüße der Leute nicht, die ihm dafür natürlich auch keine Sympathie entgegenbrachten, und ihn im nahen Eisenbahnwirthshaus den „alten, groben, amerikanischen Filz“ nannten.

Nun, silzig war er gerade nicht — das konnte ihm mancher arme Teufel von Handwerksbursche, welcher die Straße dahierzog, bezeugen. Aber er war, wie schon bemerkt, praktisch, und diese Tugend wird oft, wenn auch mit Unrecht, mit Geiz verwechselt. Praktisch war er und darum mußte auch die Nähe der Eisenbahn ihm dienstbar gemacht werden. Er sann manche müßige Stunde über das „Wie“ nach, aber vergebens.

Doch er war zäh und konnte warten, die Eisenbahn lief ihm nicht weg.

Der alte Schäufole hatte eine Leidenschaft — welcher Mensch hat die nicht? Nur, daß gewöhnlich die Meisten ihre Leidenschaften theuer bezahlen müssen, während unserem Alten die seine zu manch hübschen Geschäftchen verhalf. Es stak nämlich so etwas von einem Tröbler in ihm und, wo eine Versteigerung angezeigt war, konnte man mit Bestimmtheit darauf rechnen, den alten Schäufole unter den Käufern zu finden. Wochten nun alte

Möbel, Betten, Bilder, Waffen u. s. w. versteigert werden, mochte ein zu Grunde gegangener Schneider oder ein fallirter Hammerschmied ausverkaufen — Etwas brachte der Amerikaner sicher von dessen Waarenlager an sich. Er hatte sich auch bald den Ehrenplatz nächst dem Auktionator erobert und selbst die alte Fanny Weischenbust, welche doch auf allen Versteigerungen Stammgast war und erst kürzlich ihr fünfzigjähriges Jubiläum als Auktionshamster gefeiert hatte, ließ ihn in unbestrittenem Besitz dieses Platzes.

„Was will mer mache?“ sagte sie achselzuckend, „er is 'n Amerikanischer! Mit die Lait fang' Einer an!“

Ein Spenglermeister des Städtchens hatte nach langem Kampf ums Dasein sein Geschäft aufgegeben, vielmehr gab das Geschäft ihn auf. Er war nach Amerika durchgebrannt und hatte seinen zahlreichen Gläubigern das Nachsehen überlassen. Die schäßigen Reste seines Waarenlagers wurden versteigert, und Johann Jakob Schäufole saß natürlich wie immer zur Rechten des Auktionators. Das war ja selbstverständlich. Dieses geschah aber diesmal mit einiger Unlust. Das Gerümpel war gar zu erbärmlich. Da war nichts zu verdienen, das überfaß Schäufole sofort mit praktischem Blick, und fast hätte sich das Ungeheure ereignet, daß er vor Schluß der Auktion nach Hause gegangen wäre. Aber das brachte er doch nicht über das Herz, wenn er auch weiter kein Interesse mehr an den alten Blechtöpfen, rostigen Gießkannen, verbogenen Dachrinnen u. s. w. zeigte. Das Kinn auf seinen Stock gestützt, saß er mit halbgeschlossenen Augen da und starrte in eine ferne Ecke, wo der Rest des zu versteigernden Gerümpels umherstand.

Plötzlich riß er die großen, klugen Augen auf und nahm, wie es schien, einen Gegenstand scharf auf's Korn.

Dies geschah so auffallend, daß die alte Fanny aufmerksam wurde und ebenfalls sogleich die Ecke mit ihren Blicken musterte, ob da vielleicht „Eßbes“ zu machen sei, aber alsbald wieder ihre Aufmerksamkeit dem Auktionator zuwendete, weil da hinten auch rein gar nichts war, was sie reizen konnte.

Der alte Schäufole aber betrachtete fort und fort ein Ueberbleibsel der Spenglerherrlichkeit in der Ecke. Eigenthümliche Gedanken arbeiteten in seinem dicken Schädel, ein ächt amerikanisches Plänchen reifte daselbst seiner Vollendung entgegen,

und nach und nach flog ein schmunzelndes Lächeln über das wetterharte Antlitz des „Praktischen“. Er war mit sich einig. —

Natürlich wünschen die Leser nun auch zu wissen, was denn eigentlich die Aufmerksamkeit unseres Helden so sehr in Anspruch nahm und ihn sogar bewog, sein Dentvermögen außerordentlich anzustrengen. Nun, es war ein Affe, aus dickem Eisenblech geschlagen, etwa drei Fuß hoch in sitzender Stellung und mit lebhaften Oelfarben „schonlich schön“ angestrichen. Dazu noch ein sehr unanständiger Affe, denn er hielt die ausgepreizte rechte Vorderpfote an die Nase und streckte die Zunge lang aus dem Hals — das vollendete Bild des frechen, verächtlichen Hofnes.

Dieses blecherne Schensal verdankte seine Entstehung folgendem Umstand:

Der vergantete und verduftete Spengler war früher ein eifriges Mitglied der Schützengesellschaft gewesen, und dies war, nebenbei bemerkt, sein Unglück. Er war nämlich stets sicherer auf dem Schießplatz, wie in der Werkstätte, von den Frauen und hatte immer lieber mit der Büchse, wie mit dem Lötzkolben hantirt. So hatte er nach und nach so viele Löcher in alle seine geschäftlichen Berechnungen geschossen, daß sie vollständig hinfällig wurden, bis Kundschaft und Kredit, so wie er selber mit flöten gegangen.

Er hat leider daran sehr viele Kollegen, dieser Spenglermeister.

Nun war es eine alte Sitte, zu dem jährlichen Preischießen Scheiben zu schenken, und da der Spengler gar absonderliche Ideen hatte, so verfiel er darauf, einen Affen als Festscheibe herzustellen. Derselbe trug auf seiner blaubemalten Brust die weißen und schwarzen Ringe, während sein Herz das Centrum bildete. Nimmt man dazu die oben beschriebene Frage, welche den fehlenden Schützen zu verhöhnen schien, so ließ sich der Scheibe eine gewisse Originalität nicht absprechen.

Aber unser Blechkünstler hatte die Rechnung ohne das moralische und Schönheits-Gefühl des Herrn Schützengildevorstehers Birnbaum, Bäckermeister und Mehlhändler, gemacht. Derselbe erklärte sich nämlich in der dem Preischießen vorausgehenden Sitzung mit aller Energie gegen die Annahme der „immoralischen“ Scheibe, und führte als Hauptargument die freche und verhöhnerische Stellung des blecherne Schensales an.

„Derlei Affereien dürfe man in der Gesellschaft nicht dulden,“ schloß Herr Birnbaum seine Rede, und nach ihm griff der Tailleur und zweite Schützenmeister, Herr Peter, in die Debatte ein,

indem er sich ebenfalls gegen die Annahme der Affenscheibe erklärte und ausführte, wie es nächstens sogar einem Mitgliede einfallen könne, einen Gaibock als Scheibe zu stiften. Diese Befürchtung schlug mächtig durch, da fast die ganze Schneiderzunft in der Gesellschaft war, und so wurde das Kunstwerk des Spenglers in der darüber angestellten Ballotage mit lauter schwarzen gegen eine weiße Kugel — welch' letztere wahrscheinlich der Bruder des Spenders in die Urne warf — abgelehnt.

Der Affe wanderte auf diese Weise wieder in die Werkstatt zurück, erhielt seinen Platz neben der Thüre und erschreckte dort mehrere Jahre lang die harmlosen Bauernweiber, welche ihr altes Blechgeschirr zum Flicker brachten. —

Werkstätte und Laden des Spenglers waren fast ausversteigert und eben legte der Gehilfe des Auktionators den letzten Rest der vorhandenen Gegenstände auf den Tisch. Unter diesen befand sich auch der blecherne Affe, welcher von den Männern mit lautem Gelächter, von den Damen mit einem moralischen „Pfui!“ empfangen wurde. Beides ließ ihn jedoch vollständig kalt. Er drehte nach wie vor den Anwesenden eine Nase und reckte die Zunge gegen sie heraus.

Alles fand seinen Käufer, nur der Affe nicht. Vergebens bot ihn der Auktionator dreimal aus und empfahl ihn als geschmackvolle Zimmerzierde; Niemand wollte den abscheulichen Gefellen erwerben, als endlich, zum allgemeinen Erstaunen, der alte Schäufole den Mund öffnete und zwanzig Pfennige bot. Es war freilich nicht viel, aber es war doch Etwas!

„Zwanzig Pfennig zum ersten — zum zweiten — und zum — — — dritten Mal!“ rief der Beamte; der Hammer fiel nieder, und Schäufole war der glückliche Besitzer des Affen. Fanny Beilichendust gratulirte ihm herzlich zu der kostbaren Erwerbung und ein vor der Thüre lungerner Betteljunge trug ihm das Ungethüm für weitere fünf Pfennige nach Hause.

Am anderen Nachmittag wurde den Anwohnern und Passanten des Schäufole'schen Grundstücks eine eigenthümliche Ueberraschung zu Theil. Nicht hinter der Bretterwand, welche dasselbe umgab, erhob sich auf einem kleinen Wiesenstück eine starke, zwölf Fuß hohe Stange und auf der Spitze derselben prangte unser alter Bekannter aus der Spenglerwerkstätte — der blecherne Affe.

Hier war er so recht an seinem Plage. Denn nicht nur, daß dicht vor ihm alle ein- und auslaufenden Züge vorüber fuhren, auch der Bahnübergang für Wagen und Fußgänger war einige

Schritte von ihm
er aller Welt im
Der alte Schäu
ber Fall war, an
stern Bahnhofs
Anderem dem
Spott und Hagen
personal dort für
fertigte denn auch
sfort, als Schäu
anwesenden Grien
Haben der ameri
natürlich die Sp
nicht steigerte.
schon fertig wer
so ohne Weiter
der Nase stehen.
Schon an die
ten Abend wur
be ihm feierlich
der Krieg er
kürt, und zwar
solte derselbe
auf Staatsum
schaften geführt
werden.

Als am fol
genden Morgen
berer'sche Kolen
zug gegen das
haus Schäufo
le's fuhr, stand
dieser breit am
fenster und lä
chelte höflich
gegen die auf
der Maschine
besindlichen Be
amten. Aber
bezüglichen G
lanten, griffen
den Boden der
füße floßen na
den blecherne
seinem erhaben
Krug, Allen zu
Die beiden
berten ebenja
auch eines b
dies doch be
Gemüthsruhe
märe, so hat
weiter gegen
Zug un

Schritte von seinem Standpunkt, und so konnte er aller Welt in das Angesicht höhnen.

Der alte Schäufole aber erschien, was selten der Fall war, an diesem Abend im stark frequentirten Bahnwirthshaus und theilte dort unter Anderem dem Wirth mit, daß er den Affen zum Spott und Hohn für das vorüberfahrende Bahnpersonal dort hingestellt habe. Der Wirth rechtfertigte denn auch dieses Vertrauen damit, daß er sofort, als Schäufole das Zimmer verlassen, den anwesenden Eisenbahnlern erzählte, welchen Schimpf ihnen der amerikanische Filz angethan hatte, was natürlich die Sympathie der Leute für den Alten nicht steigerte. Aber mit dem Affen wollten sie schon fertig werden — oh! — der sollte nicht so ohne Weiteres den Eisenbahnbeamten vor

der Nase stehen. Schon an diesem Abend wurde ihm feierlich der Krieg erklärt, und zwar sollte derselbe auf Staatsunkosten geführt werden.

Als am folgenden Morgen der erste Kohlenzug gegen das Haus Schäufole's fuhr, stand dieser breit am Fenster und lächelte höhnisch gegen die auf der Maschine befindlichen Be-

amten. Aber auf deren Gesichtern malte sich ein behagliches Grinsen und als sie an den Affen kamen, griffen sie Beide wie auf Kommando auf den Boden der Maschine, und zwei mächtige Kohlenstücke flogen nach der Stange. Beide Würfe fehlten den blechernen Gegner, und ruhig blieb er auf seinem erhabenen Standpunkt hocken, Keinem zum Nuß, Allen zum Truß.

Die beiden Bremsen des langen Zuges schleuderten ebenfalls ihre Kohlengeschosse, und wenn auch eines derselben die Stange traf, so brachte dies doch den Affen durchaus nicht aus seiner Gemüthsruhe, ja, wenn es ihm möglich gewesen wäre, so hätte er wahrscheinlich die Zunge noch weiter gegen die Davonsausenden herausgestreckt.

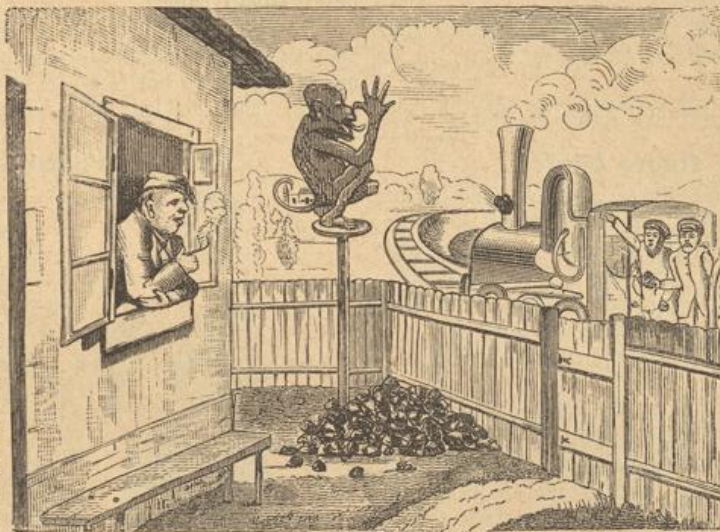
Zug um Zug kam im Laufe des Tages vor-

über und keiner der auf der Maschine Befindlichen veräumte das Kohlenbombardement auf den höhnischen Blechernen. Dasselbe war offenbar auf gemeinschaftliche Verabredung in's Werk gesetzt. Und als am Nachmittag gegen vier Uhr der Affe, von verschiedenen Würfen getroffen, zu wanken anfang, um fünf Uhr aber von der Stange herabstürzte, — da erhob sich in dem gegenüberliegenden Ladeschuppen ein wahres Triumphgeschrei, und ein höhnisches Gelächter schallte zu Schäufole herüber. —

Dieser that sehr zornig und drohte mit der geballten Faust nach dem Schuppen hinüber, was einen erneuten Ausbruch der Heiterkeit da drüben zur Folge hatte.

Die Eisenbahnler erzählten am Abend im Wirthsh-

hause triumphirend ihren Sieg über den Affen, waren aber nicht wenig erstaunt, als derselbe, da sie nach Hause gingen, ihnen im Scheine des Vollmondes wieder ruhig von der Stange herab die Zunge wies — ebenso frech und unanständig, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Ihr Zorn war nicht gering und die Folgen davon am an-



Zwei mächtige Kohlenstücke flogen nach der Stange.

deren Tage ein verdoppeltes Kohlenbombardement aus sämtlichen Zügen, dem der Affe abermals am Abend zum Opfer fiel, nachdem er bereits um zwei Uhr einen Theil seines Schwanzes auf dem Schlachtfeld gelassen hatte.

Wieder jubelten die Gegner, aber wieder zu früh. Der Blecherne glockte sie am andern Morgen wieder frisch und fröhlich von seiner Stange herab an; sein reparirter Schwanz ringelte sich noch satyrischer als zuvor, und die Zunge hatte ihm der alte Schäufole über Nacht mit Wenning so grellroth neu angestrichen, daß sie im Glanz der Morgensonne weithin leuchtete. Die Bahnbeamten waren wüthend; die Herausforderung war zu frech und es regnete an diesem Tage förmlich Kohlenstücke nach dem Affen, der schließlich aber-

mals den Kürzeren zog und fiel. Aber er war mit Glanz gefallen, denn ein kleiner Berg von Geschossen lag um ihn her, und was das lustigste bei der Sache war — am andern Morgen hatte er zum dritten Male seine Auferstehung gefeiert.

Jetzt rastete das ganze Personal des Rangirbahnhofs, während der alte Schäuße ruhig seiner Wege ging, als ob ihn die Sache gar nichts anginge.

Noch vier volle Wochen wurde der Affenkrieg fortgeführt mit zäher Ausdauer. Die Bahnleute hatten es sich zur Ehrensache gemacht, die blecherne „Bestie“ zu ruiniren, und nach Verlauf dieser Zeit hatten sie ihren Zweck erreicht. Der Affe war wieder zu seinem Urstoff geworden, zu einem verbogenen, schwarzen, unscheinbaren Stück Eisenblech.

Wer aber glaubt, daß der alte Schäuße nicht ebenfalls sein Pflänchen durchgesetzt hätte, ist im Irrthum.

Am Morgen nach dem Tage, an dem die letzte

Affenschlacht geschlagen war, stand der Praktische in seinem Garten neben der so oft bombardirten Stange und wog auf einer Decimalwaage Kohlen ab. Als der nächste Zug vorüberkam, lästete er gegen den Lokomotivführer leicht seine Mühe, deutete auf das aufgestapelte Brennmaterial und rief mit seiner scharfen Hinterwäldlerstimme über die Bretterwand hinüber: „fünfundzwanzig Zentner, gut gewogen! Hier mit Dank die Quittung!“ Und klirrend flog der einstige Affe über die Wand. Er hatte seine Schuldbigkeit gethan.

Das Geschäft war offenbar ein gutes, denn der praktische Schäuße heizte den ganzen Winter für fünfundzwanzig Pfennige sein Zimmer mit prächtigen Stückkohlen. Den Spaß hatte er oben drein, während die Bahnleute ihren Aerger ebenfalls umsonst hatten.

„Ja, ja,“ sagte die Fanny Weichenbust, als die Geschichte zum allgemeinen Gaudium die Runde machte, „ich hab's immer gesagt, 's ist ein Amerikanischer! Mit die Rait fang Einer an.“

Ein kluger Einfall.

Im Volksmunde findet man hin und wieder einzelne Vorfälle aus vergangener Zeit fortleben, die, wenn auch nicht von hoher politischer oder sozialer Bedeutung, doch werth sind, durch Veröffentlichung der Vergessenheit entzogen zu werden. Für einzelne Orte und Familien sind sie doch als freundliches Erinnerungszeichen nicht so ganz werthlos.

In den 90er Jahren, zur Zeit der französischen Revolution, kamen über den Rhein Franzosen und plünderten und raubten von Brrach bis Zell nach Belieben. Als diese mit so reicher Beute ins Elsaß zurückkamen, trieb es einen andern Haufen Soldaten und sonstiges Gesindel an, bei uns auch „ihr Sach“ zu holen. Natürlich verbreitete sich durchs Wiesenthal Furcht und Schrecken. Der damalige Bürgermeister von Schoppsheim, Wähler, tröstete die Leute, sich nicht zu sehr zu ängstigen, es werde mit Gottes Hilfe die Gefahr vorübergehen. Dann befahl der kluge Gemeindevorstand, schnell alles Wachholbergestrauch auf den Berg zu sammeln. Dieses ließ er, untermengt mit Brennholz, links und rechts der Straße von Schoppsheim bis Sündenhausen in getrennten Haufen aufsetzen und anzünden. Als das fremde Raubgesindel das sah und hörte, daß die Pest in Schoppsheim ausgebrochen sei (was aber in Wirklichkeit nicht der Fall gewesen ist), zog es in größter Eile zurück, und Schoppsheim und die nächstliegenden Orte blieben vor Plünderung verschont.

Sie sollen's wissen.



„Hören Sie, Sie haben ja einen Pfandschein auf Ihrem Rücken aufgeklebt.“

„Freilich ja, das ist der Pfandschein für meinen Ueberzieher. Die Leute sollen wissen, daß ich auch einen Ueberzieher habe.“

Räthsel.

Die Erste fragt und Antwort gibt die Zweite. Dem Ganzen danken wir für seinen Schutz noch heute. (Die Auflösung ist am Schluß des Unterhaltenden zu finden.)

San
Der geneigte
lebenden Schilber
der etwas, was
Brauch und Sit
— ei nein, alle
Selbsterlebes un
ferner, sogar aus
Der Benachner
weldes soll sich fi
seiner Sitten und
der reiche Schwan
der Schwarzwald
hand in den We
Mittelstande zu
Dieser diebere
aus durch Einf
eine Schwarzwald
da und arbeitet
späten Abend em
zum Tagelohn n
Kochendrenner fi
Tag, muß sich
das Kochendren
durch geht muß
für die verdienstl
Wärmern tüchtig
nicht, er muß fi
Dred. Soll es
auf letzteres Bu
sich der Gaumen
Stück rohen, ge
ist gar seine W
kann sich darin
fältig er auch t
er vermag es n
Sturm einbringe
zeit zu keinem er
Seine Kaufschütte
weiches, warmes
Edele, welche
Ein faures E
der sich das G
holz zum Leben
Ladetrunk aus
seine Nerven un
mehr genügt es
Wisch und Brot
lust erzeugt W
Ereten wir
Schwarzwaldhan
schmacklos, W
thiert. Diese

Ländlich, stilklich.

Der geneigte Leser darf nicht meinen, mit nachstehenden Schilderungen wolle ihm ein Märchen oder etwas, was wohl im vorigen Jahrhundert Brauch und Sitte gewesen sei, aufgetischt werden; — ei nein, alles, was hier erzählt wird, ist Selbsterlebtes und Selbstgesehenes aus nicht gar ferner, sogar aus jüngster Zeit.

Der Bewohner des württembergischen Schwarzwaldes soll sich für diesmal im Vetter mit etlichen seiner Sitten und Gebräuche darstellen, zwar nicht der reiche Schwarzwälder, sondern derjenige Theil der Schwarzwaldbevölkerung, der theils von der Hand in den Mund lebt, theils zum behäbigen Mittelstande zu rechnen ist.

Dieser biedere Schlag von Leuten zeichnet sich aus durch Einfachheit und Genügsamkeit. So eine Schwarzwälder Nähterin sitzt den ganzen Tag da und arbeitet vom frühen Morgen bis zum späten Abend emsig mit der Nadel um 40 Pfg. zum Tagelohn neben sehr einfacher Kost. Ein Kohlenbrenner stellt sich auf seine 2 Mark per Tag, muß sich aber damit selbst verkösten. Da das Kohlenbrennen nicht das ganze Jahr hindurch geht muß er von diesem Gelde auch etwas für die verdienstlose Zeit zurücklegen. Zu etwas Warmem täglich reicht daher der knappe Verdienst nicht, er muß sich begnügen mit Schnaps und Brod. Soll es etwas üppig hergehen, so wird auf letzteres Butter gestrichen. Vielleicht erlabt sich der Gaumen auch hie und da an einem Stück rohen, geräucherten Speck. Wie ärmlich ist gar seine Behausung, die Köhlerhütte! Er kann sich darin kaum aufrecht stellen. So sorgfältig er auch die Spalten und Lücken ausfüllt, er vermag es nicht zu hindern, daß Frost und Sturm eindringen und ihn namentlich zur Winterzeit zu keinem erquickenden Schlaf kommen lassen. Seine Ruhestätte bei Nacht ist nicht etwa ein weiches, warmes Bett; dasselbe vertreten etliche Säcke, welche mit Stroh oder Laub gefüllt sind.

Ein saures Stück Arbeit fällt demjenigen zu, der sich das Holzmachen von Brenn- und Langholz zum Lebensberuf erwählt hat. Nicht ein Labetrunk aus der Bier- oder Weinflasche stählt seine Nerven und Muskeln zur Ausdauer, vielmehr genießt er draußen im Walde meist nur Milch und Brod; aber die balsamische Tannenluft erzeugt Wunderkräfte bei ihm.

Treten wir nun ein in ein altes, urwüchsiges Schwarzwaldhaus. Die Wohnstube ist einfach und schmucklos, Wände und Plafond sind meist getäfert. Diese getäferten Wände weiß sich der

Bewohner wohl zu Nutzen zu machen. In deren Fugen werden z. B. die Messer aufbewahrt; an ihnen präsentiren sich, von einem Streifen Leder festgehalten, Löffel und Gabeln; hinter dem Spiegel, wo ein solcher Mode ist, steckt der Zuchtmeister der Kleinen. Nicht in allen diesen Häusern herrscht die löbliche Sitte, Samstags den Fußboden aufzuwaschen. Der Ofen ist meist ein respectables Stück Möbel in einer solchen Schwarzwälderstube. Da der gütige Gott den Schwarzwälder mit Brennmaterial nicht stiefmütterlich bedacht hat, so wird dem Ofen im Winter wader zugesprochen und dadurch eine Stubentemperatur erzeugt, welche der Gesundheit nicht eben zuträglich ist. Zuweilen kommt es auch im Hochsommer vor, daß man es angezeigt findet, die Stube zu heizen, etwa, wenn so ein neuangekommener Schwarzwälder Weltbürger zu kränkeln anfängt oder bei ähnlichen Veranlassungen.

Der Gaumen der Schwarzwälder ist nicht besonders verwöhnt. Haberbrei, Sauerkraut mit geräuchertem Schweinefleisch, sowie Milch, süß oder gestanden, spielen eine Hauptrolle. Manche haben noch die Gewohnheit, nach dem Essen das gebrauchte Besteck am Tischtuch statt in der Küche zu reinigen. Nach dem Worte: „Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme“, hält so eine richtige, sparsame Hausfrau den Rest des Mittagessens wohl zu Rath. Das gibt ein Vesper, denkt sie, und sofort wandert die Schüssel mit dem Speiseüberresten unter die Bettdecke, nachdem sie zuvor sorgsam in das Tischtuch eingehüllt worden, damit bis zur Vesperzeit alles ordentlich warm bleibe und wohl schmecke.

Manchen der Leser, insbesondere die Leserinnen, mag es interessiren, wie zuweilen der Kopfsalat traktirt wird. Solchen gibts zur Saison nicht jeberzeit; sondern nur, wenn die Bäuerin Butter ausgestoßen hat, thut sie etwas Uebrigtes. Flugs wird Salat gelesen, dieser mit Buttermilch übergossen und also verspeist. Wohl bekomms!

Der Schwarzwälder und seine Pfeife sind zwei unzertrennliche. Diese begleitet ihn bei der Arbeit, ja sogar beim Gang in die Kirche, wenigstens, wenn Filialisten in den Mutterort pilgern, und würzen ihm seine Feierstunden zu Hause oder bei einem Labetrunk am Wirthstisch. Vom Feinsten raucht er gerade keinen, und wir athmen lieber die reine, frische Gottesluft ein, als die Rauchwolken, welche aus der Tabakspfeife eines Schwarzwälders aufsteigen.

Besehen wir uns auch den Schwarzwälder bei feierlichen Veranlassungen. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß er Leichenbegängnisse ernst nimmt und

sie nicht, wie es leider in vielen Gegenden des Schwabenlandes übler Brauch ist, als Veranlassung zu einem Trintgelage benützt. — Gibts einen Verspruch, eine Hochzeit, oder eine Taufe, so weiß er sich recht wohl mit den Fröhlichen zu freuen und am guten Tag guter Dinge zu sein. Der Entwurf eines Speisezettels bei solchen Veranlassungen macht ihm nicht viel Kopfzerbrechens, denn die Gerichte bleiben sich bei allen 3 Festivitäten so ziemlich gleich und bestehen meist in Reissuppe mit Rindfleisch, Sauerkraut mit geräucherem Schweinefleisch, Kaffee; hernach ein ordentliches Quantum Wein und als Dessert im Schmalz gebackene Küchlein. Deren gibt es bei solchen Gelegenheiten eine ganze Menge, sie thürmen sich auf wie Berge und warum? Die Verwandten, gute Freunde und Nachbarn, wohl auch die Armen sollens wissen und theilweise genießen, wenn in einem Hause ein Familienfest gefeiert wird.

Wenn bei einem Tauffchmaus die Hausfrau noch in den Wochen liegt, so fällt dem Hausvater die Rolle zu, die Festtafel in richtigen Stand zu setzen. Bevor er die Zinnteller aufstellt, greift er nach seinem Taschentuch und wischt damit dieselben hübsch rein aus, vor den Augen der Gäste, damit diese über deren Sauberkeit keinen Zweifel haben können. Um sich jedoch den Appetit nicht schmälern zu lassen, muß man annehmen, besagter Hausvater trage sein Taschentuch nur zur Zierde in seinem Sonntagswammis, unter Verzichtleistung auf dessen landläufigen, üblichen Gebrauch.

Bei Hochzeiten wird in aller Frühe, an den kurzen Tagen noch bei Nacht, die Hochzeitgesellschaft zusammengeblasen und dadurch der ganze Ort allarmirt. Nach dem Trauungs-gottesdienst und dem Anhören einer Hochzeitrede bewegen sich die jungen Schwarzwälder Paare auf dem Tanzboden so lustig, als ob sie noch nie etwas von des Lebens Drangsalen gehört und erfahren hätten und als ob für die Jugend der Himmel zeitlebens blau und wolkenlos bliebe, und wenn ihnen hiezu auch nur ein paar Klarinettenbläser den Takt aufspielen.

Gar manchen an feinere Genüsse Gewöhnten überkommt vielleicht ein mitleidiges Achselzucken bei diesen Schilderungen. Könnte es doch Jeder beobachten, wie gesund und frisch so ein Schwarzwälder aussteht und wie er gar fröhlichen Gemüths ist. Man erkennt ihn sofort, namentlich wenn er sich Sonntags aufpukt, an seinem Dreispitz, seinem langen, blauen Rock mit kurzer Taille und den großen, weißen, dachziegelartig über einander geschichteten Metallknöpfen und an seinen kurzen Hosen. Es ist eine Herzenslust, an einem Sonntag Abend auf Bergen und in Wäldern die weithin

schallenden Jodeler der Schwarzwälder Jungen zu hören, weil sie Zeugniß geben von ihrem übersprudelnden fröhlichen Muthe.

Wenn auch zugegeben werden muß, daß die Kultur in manchen Stücken bei einem guten Theil der Schwarzwaldbbevölkerung bessernde Hand anzulegen die Berechtigung hat, so liefern diese Leute doch den Beweis, daß man bei ganz bescheidenen Ansprüchen ans Leben doch glücklich und zufrieden sein kann. Andererseits lehrt die Erfahrung, wie Solche, denen Alles zu Gebot steht und die in Genüssen schwelgen, meist mürrisch und unzufrieden sind. Ein richtiger Schwarzwälder wäre gewiß nicht zu bewegen, sein freies Leben in seinen Wäldern zu vertauschen gegen die Bequemlichkeiten und Genüsse, die etwa das Leben in einer Stadt bietet. Heute noch behält der Ausspruch des Sokrates in diesem Stück seine Wahrheit: „Wer am wenigsten bedarf, ist der Gottheit am nächsten.“

Aug. Sch.

Eine günstig abgelaufene Verlobungsfeier in Schwabhausen.



Madame Klatsch: „Also die Verlobung wäre glücklich vorüber, was sagt die Stadt dazu?“

Madame Plausch: „Es überraschte eben nicht sehr. Ganz gegen die Sitte wurde nur vier Wochen in allen Kaffee- und sonstigen Gesellschaften davon gesprochen; auch wurden dem Brautpaare nur ungefähr zehnmal mehr schlechte Dinge nachgesagt als man ihm der Wahrheit gemäß nachsagen könnte.“

Aus

In einem son
dem freien Plage
die Nachmannsch
einander. Um
hanten (Unterw)
Hand, von wel
sein Befiger der
Eben kam ein
er möglic wohl
Wache vorüber
als auf einmal
sprang und im
Hofen von oben
ber so fremdblich
wiederum seines
er die größten
mandanten ausst
Er wurde so go
denselben weiter
zu reizen.

Kaum war die
abgelöst, als d
iohlen wurde,
Majanten zu
Korporal vor si
geriffenen Hei
mägi“, und bei
Vernachlässig
wie er die ger
von neuen Hofe
solchen Ausg
nachfen, und
also knappe
Auf sein Ma
„Herein.“ Da
stand zur Sei
erhob sich vor
Korporal zu
einem Hund
„Der Mann
auf der Wac
forbert Gefäß.
Wache einen
übernehmen?
Hund ist der
den Soldaten
Zeit kommt
Fütterung un
auf der Wac
„Da hätten
ihn fortjagen
das nicht gef

Aus der Garnison.

An einem sonnigen Frühlingmorgen saß auf dem freien Plage vor dem Lokale der Hauptwache die Wachmannschaft rauchend und plaudernd beisammen. Unter dem Stuhle des Wachkommandanten (Unteroftiziers) lag in stiller Ruhe ein Hund, von welchem man annehmen konnte, daß sein Besitzer der Herr Korporal war.

Eben kam ein Mann, eine Tasche umgehängt, er mochte wohl aus der Umgegend sein, an der Wache vorüber und nickte derselben freundlich zu, als auf einmal der Hund von seinem Lager aufsprang und im Nu dem Vorübergehenden die Hosen von oben bis unten zerriß. Der Mann, der so freundlich war, wurde ob einer solchen Erwieberung seines Grufes derart aufgebracht, daß er die größten Beleidigungen gegen den Wachkommandanten ausstieß, der einen solchen Hund halte. Er wurde so zornig, daß es unmöglich war, mit demselben weiter zu reden, ohne ihn noch mehr zu reizen.

Kaum war die Wachmannschaft des Nachmittags abgelöst, als dem Korporal vom Feldwebel befohlen wurde, auf's Regimentsbüro zum Herrn Adjutanten zu kommen. „Aha“, murmelte der Korporal vor sich hin, „das ist gewiß wegen den zerrissenen Hosen, die du auf jeden Fall bezahlen mußt“, und beim Durchschreiten der langen Kasernengänge dachte er mit Wehmuth darüber nach, wie er die geringe Löhnung nun zur Anschaffung von neuen Hosen werde zurücklassen müssen. Einer solchen Ausgabe war sein Geldbeutel nicht gewachsen, und für die nächste Zeit standen ihm also knappe Tage in Aussicht.

Auf sein Anklopfen ertönte ein kommandoartiges „Herein.“ Der Mann mit den zerrissenen Hosen stand zur Seite des Adjutanten. Der Adjutant erhob sich von seinem Sitze und ging auf den Korporal zu. „Korporal Fröhlich, halten Sie einen Hund?“ „Nein, Herr Oberlieutenant.“ „Der Mann beschuldigt Sie, daß Ihr Hund ihm auf der Wache die Hosen zerrissen habe, und fordert Erfaß. Haben Sie bei der Uebergabe der Wache einen Hund vom alten Wachkommandanten übernommen?“ „Nein, Herr Oberlieutenant, dieser Hund ist der sogenannte Regimentshund und läuft den Soldaten überall nach. Zur regelmäßigen Zeit kommt er in die Küche in der Kaserne zur Fütterung und sucht dann die Soldaten wieder auf der Wache auf“, antwortete der Korporal. „Da hätten Sie ihn aber entfernen, Sie hätten ihn fortjagen lassen sollen. Warum haben Sie das nicht gethan? Wissen Sie nicht, daß auf der

Wache kein Hund geduldet werden darf?“ „Ich ließ ihn fortjagen.“ „Durch wen?“ fragte der Adjutant weiter. Rasch antwortete der Korporal: „Durch Soldat Werner.“ Dieser Werner war ein geriebener Kerl, der Wit- und Spaßvogel bei der Kompagnie, und diesem, der bei ihm auf Wache war, traute er zu, daß er ihn aus der Klemme ziehen würde. „Ordonnanz“, rief der Adjutant, „bringen Sie den Soldaten Werner sogleich zur Stelle.“ Beim Eintritt Werner's gab der Korporal diesem mit den Augen einen Wink, und ein Blinzeln deutete an, daß Werner seinen Korporal verstanden habe. Der Adjutant hub nun an: „Werner, haben Sie einen Hund von der Wache fortgejagt?“ Kaum war die Frage gethan, so entströmte dem Munde des Gefragten in strudelartiger Rede: „Herr Oberlieutenant, de Besse hebb ich gemumme un hebb uf'n g'hau un hebb de Befestiel abg'schlage, hernach hebb ich noch emol uf'n g'hau un so hebb ich de Befestiel emol, zwemol, dreimol abg'schlage! un immer widder is des Vieh kumme.“

Der Adjutant sagte hierauf zum Kläger, daß der Wachkommandant alles gethan habe, was er thun konnte und für das Vorkommniß nicht verantwortlich gemacht werden könne.

Im Kompagniezimmer sprach der Korporal dem Werner die Anerkennung für seine Klugheit aus und versprach ihm, ihn künftig den andern Soldaten stets vorziehen zu wollen.

Eines Tages wurde vom Herrn Hauptmann dem Korporal Fröhlich der Auftrag, ihm behufs Anzugs in eine andere Wohnung einige hiezu geeignete Soldaten zu schicken. Unter den ersten, die er für dieses Geschäft auswählte, war unser Werner. Die Soldaten hatten schon tüchtig gearbeitet und eben war man daran, die Sachen aus dem Keller heraufzuschaffen.

Bei den Soldaten stellte sich schon ein bedeutender Hunger und Durst ein. Der Herr Hauptmann, alles anordnend, übergab Werner unter andern Flaschen, die heraufgetragen werden sollten, auch eine solche, die bereits angebrochen war. Derselbe hob die Flasche in die Höhe und sagte: „Angebrochen? Die kommt mir doch sonderbar und ganz verdächtig vor. Was wird wohl darin sein?“ „Geben Sie Obacht, es ist Gift darin!“ erwiederte der Hauptmann. „So, sagte Werner, das Lebe is mer schon lang vertleed't, Herr Hauptmann“ und rasch setzte er die Flasche an den Mund. „Lassen Sie doch Ihren Kameraden auch etwas“, rief der Herr Hauptmann. Doch Werner hörte nicht auf zu trinken, bis die Flasche leer war. Keiner der Umstehenden vermochte das

Laßen zu unterdrücken. Der Herr Hauptmann aber lachte mit und wurde so guten Humors, daß er den Soldaten Essen und Trinken auftragen ließ, so viel ihnen schmeckte. Werner aber stieg durch diese Stücklein bei seinen Kameraden bedeutend im Ansehen.

Der überraschte Pfarrer.

Vor etwa 100 Jahren lebte in einem Dorfe des badischen Oberlandes ein Pfarrer, der seines schlichten einfachen Wesens wegen bekannt war. Wie er ein tüchtiger Seelsorger war, so verstand er es auch nicht weniger, den Pflug zu führen. Versäumte er zwar dadurch in seinem Berufe nichts, so wollte es Etslichen doch nicht gefallen, daß ihr Pfarrer an Werktagen den Bauern spielte und beschwerten sich bei der geistlichen Behörde darüber. Eines schönen Tages, an welchem der Herr Pfarrer auf dem Felde beschäftigt war, erschien auch wirklich der Herr Spezial, um den Pfarrer zu überraschen. Wie an einem Sonntage ließ er die Glocken läuten. Dem schnell heimgeeilten Pfarrer theilte er durch ein Schreiben mit, einen Gottesdienst wie an einem Sonntag abzuhalten, mit Predigt über einen beliebigen Text. Wie erstaunte aber der Herr Spezial, sowie die anwesenden Gemeindeglieder, über den verlesenen Text. Es war die Stelle aus Matth. 24 Vers 43. „Wenn der Hausherr wüßte, zu welcher Stunde der Dieb käme, würde er wachen.“ Daß diesen Worten eine Heiterkeit folgte, soweit sie nur in der Kirche an Plaze war, kann man gewiß Niemand verargen, da selbst der würdige geistliche Herr Spezial sich eines Lächelns nicht erwehren konnte. Doch es folgte eine Predigt, an der nichts zu tabeln war. Neusterst befriedigt verließ der hohe Herr die Kirche, den Unzufriedenen ihren trefflichen Pfarrhern empfehlend, der dann auch noch lange mit Segen in seiner Gemeinde wirkte.

Der Freier.

- Sie: Wieder folgt er meinen Schritten,
Jener bleiche, junge Mann,
Heute troß' ich seinen Bitten,
Höre ihn geduldig an.
- Er: Zörne nicht, Du holbes Wesen,
Hör' mich an und glaube mir,
Was Du schriftlich schon gelesen,
Wiederhol' ich mündlich Dir:
Nimm' mich, Theure! an zum Gatten,
Sieh', ich bin ein ehrlich Blut,
Längst schon war ich ja Dein Schatten
Und im Schatten ruht sich's gut.
- Sie: Kühlung sucht nur der im Schatten
Den da brüht ein heiß' Gefühl,

Ich gehö' nicht zu den Matten
Und bin, Gott sei Dank! noch kühl.

- Er: An des Paradieses Pforte
Spricht das Herz, nicht der Verstand,
Darum ohne viele Worte
Biet' ich Ihnen Herz und Hand.
- Sie: Halt, mein Herr! zu acceptiren,
Ist der Antrag von Gewicht,
So muß ich vor meditiiren [überlegen],
Denn Sie kennen mich ja nicht.
- Er: Thut nichts, ich will's dennoch wagen,
Nie betrog mich mein Geschmack,
Und bei Ihnen ohne Zagen
Kauf' die Kase ich im Sack,
Wer wird lange überlegen,
Wo das Herz so deutlich spricht.
- Sie: Nun, ich bit' der Neue wegen,
Uebereilen Sie sich nicht,
Denken Sie an meine Mängel,
Dußendweis zähl' ich sie her.
- Er: O! Sie scherzen, lieber Engel!
Zählen Sie, es hält wohl schwer.
- Sie: Nun wohl! mir mangelt Jugend,
Dreißig Sommer zähl' ich bald.
- Er: Mit dem Alter kommt die Jugend,
Guter Wein ist immer alt.
- Sie: Ziehen Sie in Ueberlegung,
Daß mein Wuchs nicht viel verspricht.
- Er: Ist voll Liebreiz die Bewegung,
Schadet selbst ein Budel nicht.
- Sie: Häßlich nennt man meine Züge
Grob und finster von Natur.
- Er: Wer das sagt, spricht eine Lüge,
Fragen Sie den Spiegel nur.
- Sie: Ich bin auch vergnügungslüchtig,
Mach' gern alle Bälle mit.
- Er: Recht so! denn die Zeit ist flüchtig,
Und wir halten gleichen Schritt.
- Sie: Schwachhaft werd' ich offenbaren
Was mir still vertraut der Mann.
- Er: Nun, so sollen Sie erfahren
Nur was Jeder wissen kann.
- Sie: Ich bin böß und habe Launen,
Kommen die, so kocht mein Blut.
- Er: Dann besteig' ich meinen Braunen,
Und entfliehe Ihrer Wuth.
- Sie: Ich bin, das muß Sie betrüben!
Eifersüchtig, wie ein Mohr.
- Er: O scharmant! daß Sie mich lieben,
Gehet deutlich d'raus hervor.
- Sie: Ich nenn, daß sich Gott erbarm!
Nichts auf dieser Welt mein eigen
Als dies Herz, denn ich bin arm.
- Er: Arm! so, dieses Punktes wegen
Will ich mir's noch überlegen,
Ich bin selbst kein reicher Mann,
Später frag' ich wieder an.
(Gehet ab und kommt nicht mehr.)

Das e
Vor vielen Ja
tage so hell und
es eben nur an
füßig ein Mann
Sah den Blick
der, jenseits der
er war gekommen
zu sehen.
Dem G
Den ich
Mit diesem G
und höher, von
Min. Je höher
See vor seinen
lenke, desto sel
wurde er gestimm
es ihm doch, als
eine ungeschickte
von der Erde näß
dem Himmel z
hoch oben, auf b
sten Spitze, mar
gelangt, an dem
wo man gleichje
Welt zu seinen
sieht. Das An
hinunter nach K
um die Spitze
zu entbieten,
auf den Laven
lauert und wo
zweiten Weisheit
um die Verbre
freien von fren
ge. Weiter hi
das Auge b
Luzern. Welch
Punkt zwischen
See's. Auf b
hinans über
Zürich, welche
ausbreitet und
Garten gleich
schliger der W
ich der Wand
rama, das b
stellt hat, un
zeigen. Scho
als er sich
keine Zeit m
steigen mit
steigt der W

Das erste Rigi-Hotel.

Vor vielen Jahren war's, an einem Sommertage so hell und klar, so warm und duftig, wie es eben nur an einem Sommertage sein kann, da stieg ein Mann von dem Ufer des Vierwaldstätter-Sees den Rigi hinan. Er war ein Fremdling hier, jenseits der Berge war seine Heimath, und er war gekommen, um die Wunder der Alpenwelt zu sehen.

Wem Gott will eine Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt.

Mit diesem Gedanken stieg der Fremdling höher und höher, von Matte zu Matte, von Alm zu Alm. Je höher er stieg und je tiefer sich der See vor seinen Blicken senkte, desto felerlicher wurde er gestimmt. War es ihm doch, als ob ihn eine unsichtbare Macht von der Erde nähme und dem Himmel zuführte. Hoch oben, auf der höchsten Spitze, war er angelangt, an dem Punkte, wo man gleichsam eine Welt zu seinen Füßen sieht. Das Auge schweift hinunter nach Rütznacht, um die „hohle Gasse“ zu entdecken, wo Tell auf den Tyrannen gelauert und wo er seinen zweiten Meisterschuß that, um die Brüder zu befreien von fremdem Joch. Weiter hin erblickt das Auge die Stadt Luzern. Welch' herrlicher

Punkt zwischen den hohen Bergen am Ufer des See's. Auf der andern Seite schweift das Auge hinaus über Berge, Thäler und Seen bis gen Zürich, welches an den Ufern der Limmat sich ausbreitet und wo die Landschaft einem großen Garten gleicht über dem wie ein mächtiger Beschützer der Uetliberg thront. Nicht satt konnte sich der Wanderer sehen an diesem großen Panorama, das der Schöpfer der Welten hier aufgestellt hat, um den Menschen seine Allmacht zu zeigen. Schon begann die Sonne sich zu neigen, als er sich zur Rückkehr anschickte. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren, da das Hinuntersteigen mit Gefahren verbunden war. Müßig steigt der Wanderer abwärts. Plötzlich steht er

still. Wie leuchtet's da so feurig roth hinter einem Felsen hervor, es sind Alpenrosen. Ein Sträußlein will ich noch pflücken, sagt da der Wanderer, und noch einen letzten Blick werfen auf die schöne Alpenwelt. — Nun ist ihm auch dieser Wunsch noch erfüllt, die schöne Alpenrose pflücken zu dürfen; aber fast überkommt ihn eine Wehmuth, wie er den Strauß in seiner Hand betrachtet. Eben sendet die Abendsonne ihre letzten Strahlen wie zum Abschiede auf die Blumen und da ist es ihm, als ob sie schon nicht mehr so feurig leuchteten wie ihre Schwesterlein am Felsen. Weiter abwärts steigt er, denn es ist höchste Zeit, da die Sonne schon fast untergegangen ist. Noch einen Blick wollte er der scheidenden Himmels-



Befolge, was hier auf diesem Blatt geschrieben steht,
sprach der Berggeist.

königin senden, da war sie auch schon verschwunden. Wunderbar schön glänzte das Firmament, in rosiges Feuer war der Himmel gefüllt und dem Fremdling wars, als öffne sich vor seinen Blicken das Himmels- thor, so voll Glanz und Herrlichkeit war es am Firmament. Auch die entgegengesetzten Berge sängen an zu leuchten und das blendende Weiß der Schneeberge verwandelte sich in ein feuriges Roth, das in überirdischer Pracht herüberleuchtete — es war das Alpenglühen. Anbetend sank der Wanderer auf das Knie und dankte dem himmlischen Vater für die Gnade, die er ihm erwiesen, Solches schauen zu dürfen.

Es ist dunkel geworden. Dem See entsteigen leichte Nebel, welche sich auf Felsen und Fluren legen, gleichsam als schützender Mantel für die Nacht. Eine Nebelwolke zieht am Berge hin, hinauf zu den Felsen, wo die feurigen Rösslein blühen, sie will ihnen Erfrischung bringen und die Felsen abkühlen, die den Tag über von der Sonne heiß geworden sind. Einer Felsenspalte entschlüpfen zwei Zwerglein, Nacht für Nacht kommen sie, um ihre Blümlein zu zählen. Wer hat mein Rösslein gebrochen, fragt der Eine; der Frevler soll mir's büßen, sofern er noch im Bereiche unserer Macht sich befindet. Nicht weit

babon sitzt unter einem Felsenvorsprunge unser Wanderer, er hatte in der Dämmerung den richtigen Weg verloren und wollte nun das Aufgehen des Mondes abwarten, daß dieser ihm eine Leuchte sei auf den rechten Pfad — in seiner Hand hielt er die Alpenrosen. Die Zwerge hatten den Frevler entdeckt und wollten ihn in den Abgrund stürzen, der jäh vor seinen Füßen abfiel. Da kam die Nebelwolke über den Felsen her und ihr entstieg eine mächtige Gestalt, vor der die Zwerge sich zu Boden warfen. Was thust du zu dieser Stunde in meinem Bereiche? fragte die Riesengestalt den erschrockenen Wanderer. Kein Sterblicher hat es je gewagt, nach Sonnenuntergang hier zu weilen. Ich bin der mächtige Geist des Rigi. Verzeihung! spricht der Wanderer, nicht frevelhafter Uebermuth ließ mich so lange hier weilen; die Pracht und Herrlichkeit, die ich hier oben schaute, bannten mich. O, wenn es mir vergönnt wäre, Tag für Tag diese Herrlichkeiten zu schauen. Wenn ich da oben wohnen könnte! Aber ich muß hinunter, mein Brod zu verdienen unter den Menschen. Wohl an, sprach der Berggeist, ich will dich nicht verderben; du kannst hier bleiben auf dem Berge, wo dir's so gut gefällt. Du brauchst nicht mehr hinunter zu gehen zu den Menschen, um dir dein Brod zu verdienen; die Menschen sollen zu dir heraufkommen und du sollst keinen Mangel leiden, so wahr ich der mächtige Geist des Rigi bin. Willst du das, so befolge, was hier auf diesem Blatt geschrieben steht.

Hierauf verschwand die Gestalt und die beiden Zwerge schlüpfen wieder in die Felsenspalte. Da trat voll und klar der Mond hervor und verbreitete sein Silberlicht über die Landschaft. Unser Fremdling schaut verwundert auf; in der einen Hand hält er den Wanderstab, in der andern die Alpenrosen. Hatte er geträumt oder war es wirklich so? Aber sieh da, das Blatt Papier um die Alpenrosen gewickelt, das hat ihm ja der Berggeist gegeben. Er entfaltet das Blatt, um die Weisung zu lesen, die ihm der Geist gegeben. O, ihr Kobolde, ruft er aus, ihr habt mich gefoppt. Er hatte die Rechnung aus dem Hotel in Luzern, von wo er heute früh abgegangen war, in Händen. Ja, nun war's ihm völlig klar; er hatte sich hingesezt, um den Aufgang des Mondes abzuwarten und war eingeschlafen. Er hatte geträumt. Die Rechnung hatte er um den Strauß gewunden, um ihn bequemer tragen zu können.

Er, der Berggeist, sprach der Fremdling vor sich hin, indem er die Zahlen auf der Rechnung besah. Sie waren groß genug und der Mond

leuchtete so hell, daß er das Geschriebene sammt dem Gedruckten darauf lesen konnte. Diese Zahlen dürften um ein gut Theil niedriger sein, meinte er, sie würden einem Hotel ersten Ranges immer noch alle Ehre machen. Mißmuthig wollte er das Blatt zerreißen, da plötzlich kommt ihm ein Gedanke. Halt, sprach er zu sich, es ist ja die Weisung des Berggeistes, die ich befolgen soll, um auf dem schönsten Punkte der Welt wohnen zu können! — Sorgfältig legte er die Rechnung zusammen und steckte sie in die Tasche. Der Mond leuchtete ihm und glücklich kam er wieder den Berg hinunter.

* * *

Zwei Jahre sind seitdem vergangen. Es ist wieder ein schöner Sommertag. Eine muntere Gesellschaft besteigt den Rigi. An dem Platze, wo vor zwei Jahren die Berggeister unseren Wanderer gefoppt, steht ein stattliches Gasthaus, in dem sich nicht nur die Gäste sondern auch der Wirth recht gut befinden. Und der Wirth, der dieses erste Gasthaus auf dem Rigi erbaute, ist unser alter Bekannter.

„Wie seid Ihr nur auf die Idee gekommen, ein Wirthshaus da herauf zu bauen,“ fragte einer der Gäste den Wirth. Dieser erzählte den Traum, welchen er vor zwei Jahren da oben gehabt; wie er sich den Sinn der Hotelrechnung ausgelegt, davon könnten sie sich jetzt durch eigene Anschauung überzeugen. „Damit aber die Prophezeiung des Berggeistes voll und ganz zur Wahrheit wird, besuchen Sie nur recht oft den Rigi und mein Gasthaus“ schloß der Wirth seine Erzählung.

„Schön ist's da oben,“ sagten die Gäste beim Heimgehen, „der Wi isch guet un 's Esse au, aber d'Rechnig isch e chli gsälze“.

D'Narreschuah.

„Schlag me's Blechle!“ sait der Vater,
„Jörg, di' ka'-n-e' net verschtan',
Denn i' moi', du lö'tschst enblich,
D'Narreschuah vertrappet hau!“

„'S ischt au' so,“ sait d'rauf der Jörgle,
„D'Sohle send vertrappet scho',
Aber gucket, 's Oberleader
Dees ischt ebe gar z'guat no'!

Und do moi'-n-e' ebe, Vater,
I' sott's wieder sohle lau',
Wenn i' Uier „hause, spare
Mueß me“, reacht verschtande hau!“

G. S.

Das Bocklein da, das hat mich umgestoßen.

„Heute Abend Bockbier im Löwen“. So steht's im Blättchen. Wem wässert da nicht der Mund nach dem herrlichen Trunke? Woher der Name Bockbier kommt, will der Vetter den Liebhabern desselben erzählen, es ist ein heiteres Geschichtchen.

Vor langer grauer Zeit saßen in München, dem Geburtsorte des trefflichsten Bieres, zwei Herzoge mit einem Ritter aus Braunschweig in ihrem Trinksaale. Um diesen Ritter zu ehren, setzten sie ihm zum Frühstück einen großen Humpen besten Braunbieres vor, gebraut in dem herzoglichen Hofbrauhause. Der Ritter that einen tüchtigen Zug, setzte ab und höhnte, das sei nur brauner

Essig. Das ärgerte die Fürsten. Sie ließen augenblicklich den Hofbraumeister rufen und schalteten diesen tüchtig aus. Der aber sprach in festem Tone zu dem Ritter: „So Ihr nach Jahresfrist wiedernach München kommt, so bringt ein Faß Eures Bieres anher, und ich will ein Faß sieden, so dem von Euch wohl obliegen soll, oder ich will der schlechteste Meister sein, und Ihre Gnaden sollen mich auf einem Esel verkehrt aus der Stadt ausreiten, auch alle meine Habe zu Euren Gunsten verlustig werden lassen.“ Der Ritter lächelte siegesgewiß und weitete obendrein noch 200 Gulden.

Nach Verfluß von einem Jahre zog er stattlich in München ein. Alles war festlich hergerichtet, denn es galt zu entscheiden, wem der Biersteg gebühre, Bayern oder Braunschweig. In den festlich bekränzten Hallen saßen die Ritterfräulein und andere Zuschauer, harrend der Dinge, die da kommen sollten. Der Ritter trank nach Herzenslust, sagte aber: „Das mag wohl ein guter Trunk sein, aber nur für Eure Weibsen; denn Kraft ist keine drinnen.“ „So meint Ihr, gnädiger Herr“, erwiderte der Hofbraumeister und füllte zwei Humpen, deren jeder zwei bayerische Maas hielt. Einen füllte er von des Braunschweigers Bier, den andern vom Münchener. Dann reichete er sein Bier

dem Ritter mit den Worten: „Gefeg'n Euch Gott den Trunk vom Münchener Hofbrauhause, ich will den Eueren auf Euer Gnaden Wohl leeren; wer nach einer halben Stunde noch auf einem Bein stehend einen Zwirnsfaden in eine Nadel einfädeln kann, der hat die Wette gewonnen.“ Angesekt und leergetrunken wurden beide Humpen bis auf den letzten Tropfen. Die Kämpfer standen auf einem Beine.

Die Frau des Hofbrauers hatte eine Gaisie, von deren Milch sie ihr Kind nährte, und zu des Kindes Unterhaltung durfte das Gaislein sich öfters in der Stube aufhalten. Als die Frau den Faden und die Nadel zur nachherigen Probe holte, sprang das Gaislein zur Thüre hinaus und hüpfte ganz munter vor der versammelten Menge im Hofe

umher. Die halbe Stunde ging zu Ende. Der Ritter hatte schon dreimal versucht den Faden einzufädeln, während der Braumeister im Nu damit fertig gewesen war. Alles blickte auf den Ritter. Ein Wanken und plumpz da lag unser Braunschweiger lang gestreckt auf dem Boden und bemühte sich vergeblich, wieder aufzukommen. Lachend rief ihm der Hofbraumeister zu: „Et ebler Herr, was sichts Euch an, daß Ihr auf dem Boden herumkugelt?“



Das Bocklein da, das hat mich umgestoßen.

Mühsam stammelte der Ritter die Worte hervor: „Das Bocklein da, das hat mich umgestoßen.“ Die anwesenden Herzoge und Herrschaften lachten und riefen: „O nein!“ Der Hofbraumeister aber rief ihm zu: „Dies Bocklein hat Euch so wenig gethan, als mir Euer Einbecker. Der Bock, der Euch umgestoßen hat, den habe ich gesotten.“

Die Herzoge beschenkten ihren Hofbraumeister fürstlich, der Ritter mußte seine 200 Gulden bezahlen und die Hallen dröhnten von dem Jubel und der Freude der Anwesenden über den Sieg des Hofbraumeisters. Und als der Ritter beschämt hinwegritt riefen die Münchener: „Sehet das ist der Braunschweiger, den des Hofbraumeisters Bock gestossen hat.“

Von da an wurde jedes Frühjahr im Hofbrau-

haufe so gutes, starkes, süßes Bier ausgehenkt und nie anders als „Bod“ genannt. —

Durch die vielen langjährigen Kreuzungen des „Bod“ mit Glycerin und Sodetalkörnern und anderen Stoffen, sind die heutigen „Bod“ etwas von Kräften gekommen; doch erfreut noch manch kräftiger „Bod“ des Biertrinkers durstige Kehle. Wir rufen ihm ein sibeles „Proßt“ zu!

Ein pünktlicher Arzt.

Was bei uns ein pünktlicher Doktor ist, der schreibt alle Tage am Abend, oder schon unterwegs in sein Büchlein, welche Kranke er besucht, wem er ein Rezept geschrieben, oder sonst irgend welche ärztliche Hilfe geleistet habe. Kommt dann bald das Neujahr, so macht er seine Auszüge aus dem Büchlein, (manchmal thut dies auch die Frau Doktor) und das gibt dann die Doktorsrechnungen.

In Amerika ist es anders, da macht man die Sache einfacher. Hat man den Doktor nöthig und ihn rufen lassen, so legt man vor allem einen Dollar d. h. Thaler auf das Nachttischlein neben dem Krankentette, schön in die Ecke des Tischleins, und daneben stellt man den Stuhl. Der Doktor weiß, was er mit dem Stuhl und mit dem Dollar auf dem Tischlein zu machen hat. Unter einem Dollar (ungefähr 4 M. 20 Pf. unseres Geldes), geht es nicht ab; das ist die geringste Taxe. Vergibt Jemand den Dollar hinzulegen, so vergißt der Doktor gewöhnlich, ein zweites Mal zu kommen, wenn er nicht extra daran erinnert wird und die Leute zu verstehen geben, daß er das nächste Mal, wenn er komme, zwei Dollars an ihrem Plätzchen finden würde. Am leichtesten vergessen diesen Brauch diejenigen, die erst kurz aus Deutschland eingewandert sind, und wahrscheinlich auch schon in der alten Heimath vergessen haben den Doktor zu bezahlen.

In England sind die Taxen noch fastiger. In den meisten Städten rechnet der Doktor sicher darauf, daß er bei jedem Besuch, mit oder ohne Rezept einen Sovereign (20 M. 40 Pf.) in ein Papierlein gewickelt an irgend einem Plätzlein vorfinde, daneben er seinen Hut stellen könne.

Ein pünktlicher Arzt war der Doktor Willkins, und noch pünktlicher und genauer seine Frau. Wenn er Abends heimkam, mußte er ihr aus seiner linken Noctasche das Notizbüchlein, und aus der rechten das Ledertäschlein mit den verdienten Goldfuchseln abliefern. So viel Besuche eingetragen waren, so viele Sovereigns mußten vorhanden sein. Ja, es mußte klappen; der Doktor

wußte warum, denn er liebte den Frieden. Was aber ein rechter Engländer ist, der ist so genau und pünktlich, wie eine Zählmaschine, auch wenn er sich vor seiner Frau nicht zu fürchten hat.

Bekommt da der Doktor Willkins, während er über Feld ist mit seinem Chaislein und seine auswärtigen Kranken besucht, selber einmal starkes Bauchgrimmen. Im nächsten Ort steigt er an der Apotheke ab, schreibt ein Rezept für sich, und läßt es gleich vom Provisor machen. Während das geschieht, notirt er in sein Büchlein: „Rezept geschrieben für mich, Dr. Willkins.“

Abends ist es ihm wieder gut, er kommt heim, liefert Büchlein und Täschlein ab an seine Ehehälfte.

Frau Willkins zählt die Besuche: Summa 23. Dann zählt sie die Goldstücke im Täschlein: 22. —

Wie, was? sagt sie, warum klappt es nicht? Bist wohl heute wieder zerstreut gewesen, und hast einen Sovereign in die Westentasche gesteckt?

„Weiß Gott, sagte der Doktor, du hast recht, das habe ich in Gedanken gethan.“ Dann nahm er aus seinem Portemonnaie in der Westentasche einen Sovereign, gab ihn seiner Frau zu den andern 22. Jetzt klappte es; der Doktor hatte sein eigenes Rezept bezahlt.

Item: Wenn die Geschicklichkeit des Doktor Willkins ebenso groß war wie seine Pünktlichkeit und Friedensliebe, dann dürfte man den Kranken gratuliren, ihm unter die Hände zu kommen. Solch ein Fall kommt aber nur selten vor.

Räthsel.

1.

Hin und her und her und hin
Wandert es mit leichtem Sinn.
Und es stehet dann nur still,
Wenn es g'rad nicht dienen will.
Flügel, Füße es nicht hat,
Darum wird es nimmer matt.
Nimm das Haupt du nun davon,
Hast's vielfach gesehen schon.
Was es aber bringt alljährlich,
Ist für Alle unentbehrlich,
Doch was es behutsam trägt,
Gibt es nur, wenn man es schlägt.

2.

K Einst spielt ich mit 2c.
Einsam bin ich nicht alleine 2c.
Ich war Jüngling noch an 2c.

Bögel.

(Die Auflösung ist am Schluß des Unterhaltenden zu finden.)

Den letzten Be-
der Vetter mit
bei nächste Jahr ei-
linde. Dieser W-
rückung gegangen.
Inglischstellen wi-
nich brachte. Sie
was, so können
unrichtigen Dan-
berichten, daß ich
angelassen hat al-
Spremmungen u-
hoffen gewagt h-
Frucht, guten Ka-
einem reichen Ob-
gehobten mageren
folgen, dann wir
gemacht und wer
manns und har-
kommen. Und
kommen — die
Es ist dieß ein-
weilich so einge-
und vorich, wie
machen könne u-
halten wird.
in der Noth.“
Im Reichsta-
in den letzten J-
zu bessern wäre
abzuhelfen. W-
sich thut, dann
Auch die pol-
war eine friedl-
pöthigen Frieden-
Diplomatie geri-
europäischen Ka-
und Ausland
In Baden
fertigtigte Prü-
Verhältnisse vor-
lange darüber
aufzuhelfen sei-
nich es gesch-
einige geeignete
jung über die
die kleineren G-
mit Unrecht:
als die Bauer-
Hilfe einige